

III. Ueber die richtige Stellung des Weibes.

Aus einem Aufsatze von Welcker im Staatslexikon, Artikel:
Geschlechtsverhältnisse.

„Unsere heutige vollkommnere naturrechtliche und christliche Staatstheorie ordnet nicht mehr, so wie die griechische und römische, die Menschheit dem Staate, den Menschen dem Bürger unter. Sie macht vielmehr das Menschenrecht zur Grundlage des bürgerlichen Rechtes, gründet also die Gleichheit des Letzteren auf die Gleichheit des Ersteren.

Daß in Beziehung auf die Geschlechtsverhältnisse die Stimme der Natur nicht so ganz leicht verständlich für Alle spricht, und daß wenigstens Gewohnheit und menschliche Leidenschaft so viele Generationen hindurch ihre Stimme verfälschten, dieses zeigt die ganze Geschichte. Sie zeigt, wie die Gewalt und Herrschsucht der stärkeren Männer die schwächeren Frauen unterdrückte, und eine weit größere Rechtsungleichheit für dieselben Jahrtausende hindurch festhielt, als jetzt die freien gesitteten Nationen für recht und zulässig erklären, während neuerlich, zuweilen auch von geistreichen Männern, wie von Bentham, St. Simon, Fourier, und von revolutio-

nären Frauen, wie Harriet Martineau, solche Rechtsgleichheiten gefordert werden, welche vielen Andern als unvernünftig und für die Frauen selbst verderblich erscheinen. Eilten nun diese einzelnen Männer und Frauen vielleicht nur ihrer Zeit voraus? Soll eine weiter fortschreitende Civilisation uns wirklich dahin führen, die Unterordnung der Frau unter den Mann, und somit auch alle Festigkeit des Ehebandes und das wahre Familienleben aufzugeben, dahin, daß wir statt der Weiblichkeit, Keuschheit und Schamhaftigkeit der Frauen, ihre gleiche unmittelbare Theilnahme an unsern öffentlichen Wahl- und Parlamentsversammlungen und an den Staatsämtern, überhaupt an allen männlichen Bestrebungen und Kämpfen, auch den kriegerischen, als ihre höchsten Ehren und Güter ansehen sollen? Oder sollen wir umgekehrt die Zustände der Alten preisen, und, wie es z. B. H. Vollgraff thut, unser würdigeres Familienleben als das Hinderniß wahrer Freiheit betrachten?

Es möchte für uns Männer nicht ziemlich und es möchte vielfach nachtheilig sein, auch nur den Schein übrig zu lassen, als beständen die bisherigen Verhältnisse nur durch den Despotismus und die Eigensucht der Männer fort. Jedenfalls aber kann nur eine von richtigen Gründen ausgehende Bestimmung uns, selbst wenn wir die volle Gleichheit der Rechte nicht zugestehen könnten, die rechte Art und das rechte Maß der Beschränkung geben, unnöthige, also ungerechte Ungleichheit ausschließen, und jene Zweifel in Beziehung auf die allgemeine Staatstheorie beseitigen.

Bedenkt man, in welchem Grade die Gewohnheit bisheriger Zustände, Vorurtheile und die Interessen der Stärkern hier, wie überall, bei despotischen und aristokratischen Verhältnissen das Urtheil auch der besten Forscher bestechen, so wird schon

aus diesem Gesichtspunkte die Entscheidung über diese Rechtsverhältnisse die möglichst unbefangene Prüfung erheischen. Sie thut es um so mehr, da der heutige große Reformationstrieb auch in dieser Beziehung sich äußert und die rechten Bedingungen und Grenzen übersieht.

Das geheimnißvolle Grundverhältniß des Geschlechtes ist die immer neue Lebensquelle für die ganze Gesellschaft, für die physische oder moralische Bildung oder Verbildung der Gesellschaftsglieder, jeder neuen Generation derselben. Es muß gerecht und weise bestimmt, es muß sittlich rein und gesund sein, wenn es die Gesellschaft selbst sein oder bleiben soll. Wäre alles Andere in den orientalischen, namentlich in den muhamedanischen Reichen vortrefflich gewesen, ihre Sklaverei der Frauen und ihre Vielweiberei würden nie eine dauernde höhere Kultur und Entwicklung, eine wahre Freiheit in denselben zugelassen haben, und sie werden sie auch ferner nicht zulassen. Durch sie ist der Despotismus in der Breite und Tiefe begründet. Hätten alle herrlichen Kräfte der Griechen, alle ihre politische Weisheit und Bildung in jeder andern Beziehung sich verdoppelt: mit ihren wenigstens noch halb sklavischen, die Rechte der Frauen verkennenden, und ein würdiges Familienleben ausschließenden Bestimmungen der Geschlechtsverhältnisse konnten sie nie auf die Dauer die Freiheit und die Kraft ihrer Staaten behaupten.

Die edelsten und reichsten Blüthen menschlicher Tugend und Glückseligkeit entwickelt und umschließt ein würdiges Familienleben, wie es allein bei treuer Bewahrung der echten männlichen und weiblichen Natur und Bestimmung sich bildet. Stets unter der Herrschaft des würdigsten Gesetzes und der natürlichsten Ordnung wirken und walten in diesem ersten geselligen Organismus, in dieser Welt im Kleinen, die Wecker

aller Kräfte, die größten Erzieher des Menschengeschlechtes — Liebe, Beispiel und Noth. Die Bestimmung und Glückseligkeit aller empfindenden Wesen — das wechselseitige Empfangen und Mittheilen des Eigenthümlichen und die Verknüpfung des Mannigfaltigen in Liebe und Harmonie — in welcher reichen und veredelnden Gestalt erscheinen sie nicht im Kreise der würdigen Familie, würdiger Gatten, Eltern, Kinder und Geschwister! In der That, welche bessere Pflanzschule für edle Menschlichkeit nicht bloß, sondern auch für ein freies und würdiges bürgerliches Gemeinwesen, für seine geselligen Tugenden, für die wohlwollende Theilnahme, für die geordnet in einander greifende, wohlvertheilte Arbeit, für feste Treue und freudig und muthig aufopfernden Gemeingeist könnte es wohl geben? — Welches andere doch sollte eine solche Familie ersetzen, sie, mit ihrem reichen wechselseitigen Freudegeben und Freudenehmen, mit ihrem wechselseitigen Unterstützen, Aufopfern und Dulden, mit ihren durch höheres Gesetz geheiligten, naturfesten, aber in Liebe freigewollten Bänden, mit ihrer natürlichen Abschleifung und Ausgleichung der Mängel — mit dieser wundervollen Ausgleichung, nicht minder in den äußerlichsten Kräften und Bedürfnissen wie in den geistigen und moralischen Vermögen und Richtungen, nicht minder in des Mannes Erwerben, Kämpfen und Schützen und in des Weibes sorglicher, erheiternder Pflege, wie in des Mannes Ernst und rüstiger Entschlossenheit und deren Milderung durch des Weibes feinere Empfindung, durch seinen milderen, sanfteren Sinn, oder in der Eltern ernsteren Lebensansicht und in der Kinder heiteren und feurigen Empfindungen.

Es ist eine für die Erhaltung glücklicher Familienverhältnisse, für den gesetzlichen Schutz der höchsten, naturgemäßen Würde und Glückseligkeit der Frauen und für die Erziehung

der Bürger nie genug zu beachtende Wahrheit, daß allermeist die besten und größten Männer den wesentlichsten und edelsten Theil ihrer Bildung ihren Müttern, — aber weiblichen und den heiligen Herd würdigen Familienlebens rein bewahrenden Müttern — und ihrer durch rauhe männliche Geschäfte nicht gestörten, sanften und treuen Einwirkung verdanken. So lange in Rom ein unentweihetes Familienleben bestand, und Ehescheidungen und Ehebrüche nach dem früheren strengen Ehrechte und unter Herrschaft der Religion und Censur so gut wie unbekannt waren, so lange erwuchsen aus diesen reinen Familien tugendhafte, außerordentliche Geschlechter, die unerschütterlichen Kämpfer und Vertheidiger der Freiheit, die Helden der Treue, Tapferkeit und Enthaltbarkeit, die glorreichen Sieger über alle Feinde des Vaterlandes. Seitdem aber gegen Ende der Republik das Familienleben entweiht und die Ehen in dem nunmehrigen laxen Ehrechte nach jeder Convenienz und Leidenschaft auflöslich und immer aufs Neue aufgelöst und Ehebrüche häufig wurden, da reiste jene Unwürdigkeit und Verderbniß, welche die Sieger der Welt und ihr gewaltiges Reich als leichte Beute den Barbaren überlieferten. Tacitus, der wiederholt die Vortrefflichkeit großer Römer — so namentlich auch die des Agricola (c. 4) von der Einwirkung ihrer Mütter herleitet, leitet auch in dem Gespräche über die Redner (c. 28) ¹¹⁾ sowie den übrigen Verfall, so selbst den der Beredsamkeit von dem Mangel jener wohlthätigen Einwirkung ab. „Vormals“ — sagt er — „wurde jedem Römer sein Sohn von sittiger Mutter geboren, nicht im Zimmer einer erkauften Amme, sondern im Schooße und am Busen der Mutter aufgezogen, deren vorzüglichstes Lob war, das Haus zu verwalten und die Kinder zu erziehen. — — So hat Cornelia, der Gracchen, so Aurelia, des Cäsar,

so Attia, des Augustus Mutter, der Erziehung vorgestanden und glorreiche Kinder herangebildet.“ Und auch bei den Griechen waren, wie Homer und die alten Tragiker beweisen, in den früheren Zeiten, damals, als jene bewundernswerthen Führer griechischer Freiheit gezeugt und erzogen wurden, die Ehen noch ungleich würdiger, als sie in späteren, in denen die Grundlagen nachmaliger Schmach gelegt wurden, durch fehlerhafte Ausbildung mangelhafter rechtlicher und politischer Ansichten sich ausgebildet hatten. — Und wo wir auch in der neuern Zeit herumblücken: in denjenigen Zeitaltern, in den Ständen und Völkern, in welchen wir, wie bei den Briten, wahre und gründliche Freiheit und sittliche und patriotische Tüchtigkeit finden, da werden auch die ehelichen und Familienverhältnisse, da werden die Mütter, die diese tüchtigen Geschlechter erzogen, in einer naturgemäßen, reinen und würdigen Gestalt erscheinen. Und da, wo in den Familien die Treue, die liebevolle Anhänglichkeit und Aufopferung, die Enthaltsamkeit und Reinheit den selbstsüchtigen Trieben und Leidenschaften weichen, wo die Frauen entarten, da wird auch die bürgerliche Tugend und Kraft entschwinden. Nur erst, wenn in der Familie, dieser Grundlage und Pflanzschule, diesem Urbilde der staatsgesellschaftlichen Verbindung, die stärksten aller sinnlichen Triebe der Herrschaft der sittlichen Vernunft untergeordnet werden, ist auch im Staate der dauernde Sieg der letztern zu hoffen, nur dann erstarkt die sittliche Freiheit.

Und dieses christliche und deutsche Familienleben — den größten und hoffnungsreichsten Fortschritt in der ganzen Geschichte der Menschheit — diese edelste Blüthe und Frucht unserer neuern Kultur — dies beglückende und veredelnde Familienleben, von welchem eine echt weibliche Gattin und

Hausmutter die unentbehrliche Seele, und nicht die wenigstbeglückte Theilnehmerin ist — dies wollten würdige Frauen, ihrer ganzen natürlichen, körperlichen und geistigen Bestimmung zuwider, dem rauhen Männerleben und unweiblichen Kampfe mit Männern opfern? Ein solches Familienleben wollen neuerer Theorien gering schätzen, für die Civilisation und die Freiheit gleichgültig halten, oder selbst mit Vollgraff gradezu einer würdigen Staatsverfassung und Freiheit so sehr entgegengesetzt erklären, daß uns germanischen Völkern, als Haus- und Familienvölkern, selbst aller Begriff von Staat, alle Fähigkeit dazu abgesprochen werden müßten! Ja man will uns überreden, wegen unseres Familienlebens auf die politische Freiheit, auf die würdige Gestaltung des Staates zu verzichten? Als wenn nicht die freie, würdige Familie und das freie würdige Staatsleben sich wechselseitig unterstützten und nicht auch in ihren Verfall sich gegenseitig hineinzögen! Wo haben auch wohl würdige Familienverhältnisse unter despotischer Herabwürdigung von Männern und Frauen, unter Herrschaft des Eigenwillens und der Selbstsucht, unter der beständigen Corruption und Verführung zu thierischer Dummheit und sinnlichem Wohlleben im unfreien Staate irgend sich auf die Dauer behaupten können, wenn sie nicht etwa selbst, wenn nicht grade die Entrüstung über ihre Entwürdigung, so wie unter den Tarquiniern und den despotischen Decemviren, den Despotismus stürzten? Doch Gottlob! so heillose und leichtsinnige Bestrebungen und Theorien können zwar theilweise verderbliche Verirrungen begründen und den wahren Gesichtspunkt verrücken, aber nimmer die Billigung der unermesslichen Mehrzahl unserer gesunderen Männer und Frauen gewinnen.

Die Gefühle, Bedürfnisse und Wünsche gesunder, würdiger Frauen widersprechen der unsittlichen, der Menschheit und dem Vaterlande Verderben verheißenden Gleichstellung beider Geschlechter. Vergessen wir auch nicht, daß ein völlig gleiches und gleichartiges Recht bei ungleichen und ungleichartigen Pflichten und Verhältnissen selbst ungleich werden müßte. Gerecht aber wird die Gesetzgebung den Frauen, wenn sie das Prinzip festhält, daß dieselben eine gleich heilige menschliche Würde, und zuletzt eine gleiche gemeinschaftliche, höchste menschliche Bestimmung, und eben deshalb auch gleiche gemeinschaftliche Rechte haben, so weit nur nicht etwa wegen der besonderen Kräfte und Aufgaben des weiblichen Geschlechtes und zu ihrem und des Vaterlandes Wohle, nach einer freien verfassungsmäßigen Gesellschaftsüberzeugung, Beschränkungen dieser Gleichheit als vernünftig, als nothwendig und gerecht anerkannt wurden.“

1. Gebet dem Weibe seine Ehre.

a) Die Eigenschaften der Frauen haben nicht über ihren Standpunkt in der Welt entschieden. Ihre geistigen Gaben sind oft gar nicht dabei in Anschlag gekommen. Necker-Saussure.

b) Als die Zeit des Zorns und der Blindheit kam, die Wahrheit verjagt ward und die Lüge wuchs, da verachtete man das arme weibliche Geschlecht vor großer scheinender Heiligkeit und Heuchelei.

Luther.

c) Auf dem Concilium zu Macon beriethen dreihundert Geistliche mehrere Sitzungen hindurch die Frage, ob das Weib zu den Menschen zu zählen sei.

d) Johann V. von Bretagne sagte: Eine Frau kennt genug, wenn sie ihres Mannes Wäsche kennt.

e) Bei dem unterdrückten Weibe werden auch die Gedanken zu Gefangenen; ihr Geist erlischt nach und nach und damit verliert zu gleich der Mann die dem seinen nöthige Ergänzung.

Neder=Sauffure.

f) Gebet dem weiblichen, als dem schwächsten Werkzeuge, seine Ehre, auf daß euer Gebet nicht verhindert werde.

1 Petri 3, 7.

g) Hier ist kein Mann noch Weib, ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

Galat. 3, 28.

h) Wir haben eine Sklavin aus der Mutter unserer Kinder gemacht, und wir sprechen von Zukunft?

E'abbé Constant.

i) Auf dem Gebiete des sittlichen Bewußtseins, wo die Frau durch das, was sie will, dem Manne gleichsteht, und ihm oft überlegen ist durch die Reinheit ihres Wandels, hat man, wie es scheint, vor großen Eigenschaften eben so sehr eine wahre Furcht gehabt, wie vor großen Geisteskräften. Man hat ein dunkles Gefühl davon gehabt, daß die edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur, die heilige Liebe zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, der edle Freimuth, die Standhaftigkeit der Seele bisweilen der vollkommenen Geschmeidigkeit, die man von den Frauen fordert, im Wege sein würden. Meine man aber nicht, daß das zu einem sanften und lenkamen Charakter führe. Statt der auf Gründe gestützten Festigkeit, die man fürchtete, wird unüberlegte, launenhafte Widersetzlichkeit eintreten. — Mit jenen edelsten Eigenschaften, die Gott dem Weibe gab, ist immer auch seine freiwillige Ergebenheit, und fast immer seine Bescheidenheit gepaart.

Neder=Sauffure.

k) Will der Mann aus seiner Gefährtin seine Dienerin machen? Will er sich selbst berauben, indem er alle Reize seiner Genossenschaft mit ihr zerstört? Um sie desto besser unterjochen zu können, will er sie verhindern zu fühlen und zu denken? Soll ein Automat daraus werden? Wahrhaftig, nein! das hat die Natur nicht gewollt, welche den leichten anmuthigen Geist ihr gegeben. Sie will im Gegentheile, daß die Frauen denken, urtheilen, lieben, verstehen sollen, daß sie

ihre Seele wie ihre Erscheinung pflegen. Dies sind die Waffen, welche sie ihnen als Ersatz für unsre männliche Kraft, und als Leiterin derselben gab.

Rousseau.

1) Daß ich des Himmels Mittlerin verkannt!

Wagner. Tannhäuser.

m) Nicht allein gegen die Heiden, die alten und neuen, ist die Würde der Frau zu verteidigen, sondern mitten im Christenthume gegen die bedeutendsten Köpfe, die eminentesten Moralisten. Um nur ein Beispiel zu citiren: Kant, welchen kein gleichzeitiger Philosoph in Beziehung auf die Tiefe und Kraft des moralischen Sinnes hat übertreffen können, spricht irgendwo dem Manne allein die edle Tugend zu, während er dem Weibe nur die schöne Tugend lassen will, worunter er eine angenehme, augenblickliche versteht, welcher jede Anstrengung und Mühe fremd ist. „Der Frau muß man nicht von Pflicht, von Verpflichtung sprechen,“ sagt er; „keine Opfer, keine Selbstüberwindung von ihr erwarten. Habt ihr z. B. vor, einen Theil eures Vermögens zur Rettung eures Freundes zu opfern? hütet euch, eurer Frau davon zu sagen. Weshalb wollt ihr das muntere Geschwätz derselben führen und ihr Herz mit einem Geheimniß beladen, welches zu schwer für dasselbe ist.“ (Kant, über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Seite 56) Da kann man doch nicht umhin, zu fragen, ob die Art, in welcher Kant die Frau geschont haben will, nicht viel demüthigender ist, als die Zurücksetzung, welche dasselbe unter dem Heidenthum erleidet?

Monod.

n) So lange der Egoismus des Mannes seinen Vortheil sucht bei der Bestimmung, die er dem Weibe gibt, wird er das gesuchte Glück nicht finden. Vergebens wird er von der Erziehung bald die Haushälterin, die Dienerin, die Erzieherin, bald die Odaliske oder die Künstlerin fordern. Die Gattin und die Gefährtin, die seinem Leben Glück und Heil, die Frau und Mutter, die es seiner Familie und seinem Hause bringt, wird er nicht finden. Alle seine Forderungen sind Bruchstücke eines höheren Ganzen der Weiblichkeit, und nur dieses Ganze kann den Mann wirklich befriedigen.

Recher=Caussure.

o) An keinem Umstande, glaube ich, läßt sich der eigentliche Charakter eines Mannes oder einer Nation so unterscheidend erkennen, als an der Behandlung des Weibes. Die meisten Völker, denen ihre Lebensart schwer wird, haben das weibliche Geschlecht zu Hausstieren erniedrigt und ihm alle Beschwerlichkeiten der Hütte aufgetragen. Daher die große Subalternität dieses Geschlechtes unter den verschiedenen Völkern von allerlei Erdsfrichen; daher auch die Geringschätzung der Söhne gegen ihre Mütter, sobald sie in die männlichen Jahre treten. — Von Grönland bis zum Hottentottenland herrscht diese Geringschätzung der Weiber bei allen unkultivirten Nationen, ob sie sich gleich in jedem Volk und Welttheil anders gestaltet.

Zu träge und lässig, den unermesslichen Anäuel zarter, weiblicher Fähigkeiten und Anschläge zu besseren Zwecken zu entwickeln, unterdrückt der Morgenländer mit Gewalt, was er nicht mit Verstand zu leiten vermochte. Nicht allein die Geschichte der Kultur, die das Weib durch vernünftige Bildung dem Manne gleichgesetzt hat, sondern auch das Beispiel einiger vernünftigen Völker ohne Kultur zeigt, daß im Grunde wieder Alles an den Männern lag.

Herder.

p) Wehe dem Zeitalter, wo die Frauen ihr Uebergewicht verlieren, und wo ihre Urtheile keine Geltung mehr bei den Männern haben. Alle Völker mit guten Sitten haben die Frauen geachtet.

Rousseau.

q) Es ist keineswegs gleichgültig, daß die ausdrücklichen gesetzlichen Erklärungen die würdigen Gefühle und Sitten unterstützen. Zu den würdigsten und wichtigsten Sitten und Gefühlen für den Staat aber wird stets jene echt deutsche und ritterliche Achtung und Unterstützung und Beschützung des schwächeren Geschlechtes durch das stärkere gehören.

Welcker. Staatslexikon.

2. Das Weib findet seine rechte Ehre im Hause.

a) Bei ungleichen Pflichten, bei des Mannes Stellung gegen Welt und Vaterland, kann zwischen ihm und dem Weibe wohl von gleicher Tugend und Ehre, von gleichem menschlichen und bürgerlichen Range

die Rede sein, von gleichem Schutze der eigenen Rechte, aber nicht von gleichem Rechte! Nur gleiche Wesen haben gleiches Recht vor Gott und Menschen.

Leopold Schefer.

b) Die rechte und wahrhafte Gleichstellung des Mannes und Weibes ist nicht in geistiger Kraft und Intelligenz gegründet, nicht im äußeren Wirken, sondern im Gewissen, in der sittlichen Verantwortlichkeit vor Gott und nur in diesem Sinne soll das Weib emancipirt dastehen.

Babylon u. Jerusalem, Sendschreiben an Ida,
Gräfin Hahn.

c) Auf der geistigen Thätigkeit der Frau innerhalb der weiblichen Grenzen beruht ihre einzige, vernünftige Emancipation. Indem sie erzieht, bildet, anregt, leistet sie Bedeutenderes, als wenn sie ein öffentliches Amt verwaltete. Denn die Mütter haben Söhne und diese gehen hinaus in's Leben, wirken im Staate, in der Gesellschaft, und von ihnen wird es abhängen, wie diese sich gestalten. Bis zum Säuglingsalter gehören diese Söhne den Müttern, kein Gesetz, keine Hand eines Mächtigen kann sie ihnen und ihrem Einfluß entziehen, in ihre Seelen sollen die Mütter die Triebe zu einem neuen, kräftigeren Leben legen.

Luise Büchner.

d) Weiber klagen oft, daß die Männer ungerecht gegen ihr Geschlecht sind, alle höhere Kultur für sich behalten, die Weiber zu keinen Wissenschaften zulassen wollen, und verlangen, daß sie nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen sein sollen. Es ist sonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist; und welche ist höher, als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußeren Verhältnissen quält, wenn er die Besitzthümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umständen abhängt, und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre, versteckt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu sein wünschte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst,

in jedem Augenblick aufgeben muß, so herrscht dagegen eine vernünftige Frau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? Daß wir wirklich die Herren über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo wollen, wo können unsre nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses. Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unsrigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage so wie der Nacht vorzustehen! Sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden; zu pflanzen und zu verebeln, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von Niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, steht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht. Goethe.

e) Das aber ist die einzig wahre und echte Emancipation des weiblichen Geschlechts, die Erlösung von Unselbstständigkeit und Schwäche, und die Errettung aus dem Verkommen in den kleinlichsten Interessen des alltäglichen Lebens. F. Seinede.

f) Die Frauen können sich jetzt nicht mehr beklagen, sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll dein Herr sein,“ ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber

ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Wagechale inne, und, indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Wagechale zu ihren Gunsten. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie heben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt.

Goethe.

g) Ich erniedrige und opfere die Frau nicht, wenn ich sie ermahne, in Liebe und Demuth still neben dem Manne zu leben, dessen Ruhm sie ist; im Gegentheil Jeder, welcher glaubt, ihre Vertheidigung gegen eine solche Annuthung übernehmen zu müssen, Jeder, der sie der Lage entfremden will, für welche Gott sie erschaffen hat, der entweicht sie. Entweicht steht sie da in den Romanen, wo die welche des Mannes Gehülfin zu werden bestimmt ist, welche ihre Ehre in der seinen finden sollte, sie darin sucht, den entnervten Mann zu ihren Füßen zu sehen; entweicht ist sie in den Emancipationsideen der Jetztzeit, durch welche diejenige, welche als Weib vollendet sein könnte, zu einem verfehlten Manne gemacht werden soll *), um deswillen selbst Ihr Männer, welche solchen Rath Ihr geben konntet, dennoch — wenn sie ihn befolgt, sie verachten werdet mitten in Euren Schmeicheleien, um deswillen eben so jedes edle Weib sich selbst nicht achten kann.

Monod.

h) Es möchte einer Frau, die an asiatische Sitten und Huldigungen gewöhnt ist, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta sich versteht sähe, anfangs etwas herbe dünken; wäre sie aber edler Natur, so würde sie bald einsehen, daß sie eigentlich dort entweicht und verachtet ward, wo man sie zwar vergötterte, aber ohne sie um ihrer selbst willen zu achten, nur als ein bloßes Werkzeug schlaffer Wollust.

Herder.

*) Siehe Seite 106 cc.

i) Es ist eine der größten Verirrungen des modernen Socialismus, eine Verirrung, die durch und durch anti-social ist, daß er die Liebe der Geschlechter der Willkür überläßt, die Ehe antastet und dadurch dem tiefsten Grunde des Volkslebens, nämlich der Familie und mit ihr dem wahren Socialismus selbst, den Boden unter den Füßen fortzieht. Mit dem Gifte der Frivolität zerstört er die Ehe und zugleich die Liebe. Dieser Atheismus der Liebe hat denn auch gerechterweise dieselbe Zerstörung über den vermeinten Socialismus der Gegenwart gebracht, wie ihn der entsprechende Atheismus der Religion brachte.

Nach A. Young.

k) Träte die Liebe ganz von Neuem, zum ersten Male und ohne alle Kunde von bestehendem Gebot und gegebener Menschenfatzung in's Leben: sie würde sich die Form der Ehe selbst erfinden, weil sie nur in diesem Abschluß ihren ewigen Inhalt, nur in dieser Gebundenheit ihr Glück und ihre Befriedigung sieht und füllt.

G. Kühne.

l) Glückliche Ehen sind die wichtigsten Grundfesten des Staates und der öffentlichen Ruhe und Glückseligkeit.

Hufeland.

m) Denn wo ist ein ordentlich Leben, ohne die Ehe!

Aus J. Fichart's Ehezuchtbüchlein.

n) Von siebentausend Findelkindern, welche gewöhnlich alle Jahr in das Findelhaus zu Paris gebracht werden, sind nach Verlauf von zehn Jahren noch 180 übrig; 6820 sind gestorben, eins von vierzig ist immer nur übrig geblieben. Die Meinung, der Staat sei die beste Mutter, bewährt sich hier nicht. Die Geringschätzung der ersten Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, der Ehe und der elterlichen Pflicht, rächt sich, das von der Mutterbrust gerissene Kind sinkt verschmachtet in's Grab.

Hufeland.

o) Man glaube doch ja nicht, daß der Staat die Bildung und Erziehung ersehen kann, welche die weise Natur mit dem Vater- und Mutterherzen verknüpft hat! Ach, der Staat ist eine schlechte Mutter! Welche physischen Folgen entstehen, wenn Kinder in öffentlichen

Staatsanstalten erzogen werden, habe ich gezeigt; eben so ist es aber mit den sittlichen. Die Ehe ist eine Pflanzschule guter Staatsbürger, wie sie unentbehrlich zur moralischen Vervollkommenung des Menschen ist.

Hufeland.

p) Luther nennt die Familie die Quelle des Segens und Unsegens der Völker, die Ehe den Grund und Schlußstein der Familie.

Nach R. v. Kaumer.

q) Ich meine, es müsse neues Leben, Segen und Heil auf Staat und Kirche aus den Familien kommen.

R. v. Kaumer.

3. Häuslichkeit.

a) Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.

Goethe.

b) Ich fühle, daß man Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein.

Lenau.

c) Um ein häusliches Leben zu lieben, muß man es kennen.

Rousseau

d) Das materielle Wohlfeyn im Hause, die sichere Behaglichkeit in den eigenen Räumen sind die ersten Bedingungen zu einem glücklichen und innigen Familienleben. Der Mann und die Kinder müssen von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es nirgends besser, nirgends angenehmer ist, als im eigenen Hause und der sinnliche Eindruck muß zuerst die Geister an dieser Stätte festhalten.

Necker-Saussure.

e) In der Wohnstube des Menschen vereinigt sich Alles, was ich für das Volk und den Armen als das Höchste und Heiligste achte. Das Heil der Wohnstube ist es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das Erste, dessen Versorgung für dasselbe Noth thut.

Von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Pestalozzi. (Rede am 72. Geburtstage.)

f) Im Heiligthume der Wohnstube wird das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte in ihrer Entfaltung gleichsam von der Natur selbst eingelenkt, gehandhabt und gesichert. H. Pestalozzi.

g) Man hat vorgeschlagen, Erzieherinnen auf einem weiblichen Seminar zu bilden; der Seminarinspektor mit Frau und Kind sind bestimmt, eine Normalfamilie vorzustellen. Als ob nicht für ein Mädchen die eigene Familie die beste Schule, die eigene Mutter die Normalmutter und der eigene Vater der Normalvater wäre, als ob der Mann zu seinem Weibe, der Mutter seiner Kinder, die Gouvernante, welche ihm ein Erziehungssystem zur Mitgift bringt, zu erwählen hätte! R. v. Haumer.

h) Wo Vater und Mutter übel regieren, lassen den Kindern ihren Muthwillen, da kann weder Stadt, Markt, Dorf, Land, Fürstenthum, Königreich noch Kaiserthum wohl und friedlich regiert werden, denn aus dem Sohne wird ein Hausvater, ein Richter, Bürgermeister, Fürst, König, Kaiser, Prediger, Schulmeister u. s. w., wo er nun übel erzogen ist, werden die Unterthanen wie der Herr, die Gliedmaßen wie das Haupt.

Darum hat Gott als am nöthigsten angefangen, daß man im Hause wohl regiere, denn wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen geht, ist dem andern allen wohlgerathen. Luther.

i) Der Stab der Zucht in Schule und Haus ist der Stab Aarons. Wirft man ihn weg, so wird eine Schlange daraus. Stellt man ihn aber in das Heiligthum vor das Angesicht Gottes, so trägt er Blüthe und Frucht. Chr. G. Barth.

k) Es giebt manche ganz unbescholten geltende Familien, in denen eine philisterrhafte Gesinnung das Scepter führt, das ist jene Gesinnung, welche ohne Achtung und Verständniß für Würdiges und Erles, ohne Sehnsucht nach wahrer Bildung, ohne Liebe zum

Vaterlande, ohne religiösen Ernst, ganz flach, kurzſichtig und engherzig iſt. Für Menſchen dieſer Gefinnung iſt die herrſchende Gewohnheit, ſei ſie auch die nichtsnutzigſte, verwerflichſte — die höchſte Autorität, der ſie ſich unbedingt fügen, ohne ihr gewiſſenhaft prüfend in's Auge zu ſehen und entſchloſſen entgegen zu treten. — Was ſagen die Leute? mit dieſer Frage appelliren ſie an ihre höchſte Inſtanz und der breitſte Weg iſt ſtets der ihre. Wie verderblich ſolche Anſchauungen und Gefinnungen auf das Familienleben und die Erziehung einwirken, das ließe ſich in einer Menge von Fällen nachweiſen.

R. v. Raumer.

l) In keiner Art der Geſellſchaften iſt der Werth der einen von der andern ſo unterſchieden, wie in den Familiengeſellſchaften. Es giebt unter ihnen die allerangenehmſten und geiſtreichſten, wenn ſich Vertraulichkeit mit feiner Bildung der Perſonen, welche ſie ausmachen, verbindet. Sie ſind aber zuweilen die abgeſchmackteſten und ſteifſten.

Garve.

m) Die Familienfeſte ſoll die Mutter heilig halten. Mit den geringſten Mitteln läßt ſich da eine Pflege des Gemüthslebens bewirken, die unmerklich ein höheres geiſtiges Band um dieſe heitere junge Welt ſchlingt und jenen höheren ſittlichen Einklang vorbereitet, der die Glieder einer ſo herangebildeten Familie nachher, als Erwachsene, in viel ernſteren Beziehungen auf's Innigſte verbindet, wie ſehr auch die Charaktere auseinander ſtreben mögen.

Luſe Büchner.

n) Das Liebesband, welches die Glieder der Familie zuſammenbindet, wird in unſerer Zeit immer loſerer; Vater, Mutter, Kinder, jedes ſieht auf ſeinen eigenen Weg, geht ſeinen eigenen Weg. Was irgend dieſe liebloſe Auflöſung und Zerſtreuung der Familien befördert, muß ſorgfältig vermieden werden.

R. v. Raumer.

o) Iſt doch in ſo vielen Häuſern gar nicht die Rede von einem Familienleben, von einem Leben, in welchem Vater, Mutter, Kinder durch herzliche, thätige Liebe innig verbunden wären und ſich eben dadurch in ihrem häuslichen Kreiſe am glücklichſten fühlten! Im Gegentheile; kalte Langeweile gähnt in der Wohnſtube, ſie können es da

nicht aushalten, es treibt sie hinaus, anderweitige Zerstreuung zu suchen. Und die jüngeren Kinder? sie bleiben den Mägden Preis gegeben.

R. v. Kaumer.

4. Die Frau in der Familie.

a) Von der Art und Weise, wie das Weib seine natürliche und bürgerliche Bestimmung erfüllt, hängt durch das Familienglück und Gedeihen größtentheils das Wohl des Staates ab. Campe.

b) Luther sagte: „Fromme Familien begründen das Glück der Völker.“ Fenelon und Pestalozzi fügen hinzu: „Und fromme Frauen begründen vorzugsweise das Glück der Familien.“ Haben sie auch keinen unmittelbaren Einfluß auf Staat und Kirche, so haben sie doch den bedeutenden mittelbaren, durch ihren Einfluß auf die Erziehung nicht bloß der Töchter, sondern auch der Söhne.

R. v. Kaumer.

c) Die Schöpferin des häuslichen Glücks soll das Weib sein, aber ausschäufige Erziehung ist die Vorrichtung zum Gegentheile. Zehn.

d) Wohl ist der Kreis, der dem Weibe von der Natur und von der heiligen Schrift zur Thätigkeit angewiesen ist, beschränkter als der des Mannes; aber innerhalb dieses Kreises ist sie befähigter als der Mann, oder vielmehr, für diesen eignet sie sich allein: hier weiß sie zu herrschen, hier entfaltet sie jene verborgenen Kräfte, die ich bewunderungswürdig nennen würde, wenn sie nicht ein höheres Gefühl für das Weib und den Gott, der dasselbe so ausgestattet, einflößten; jenen schnellen und sicheren praktischen Blick, jene uns Männern unbekannte Kunst, in die Herzen einzubringen, jene Abgegenwärt des Denkens und Wirkens, vermöge welcher alle die tausend Fäden häuslicher Verwaltung sich zum Ganzen weben, jene offene Zugänglichkeit und unverdrossene Bereitwilligkeit, jene unermüdbliche — sage ich — Spannkraft oder Nachgiebigkeit, aller Mühsal, allen Verlegenheiten gegenüber; jene vollendete Treue im Kleinen; jenen feinen Takt des Gefühls, den man für das Ergebnis

langer Uebung halten müßte, wenn er nicht ein angeborenes Gut wäre; kurz alle jene eigenthümlichen Vorzüge, welche uns Männer bei Beurtheilung und Föhrung so vieler Dinge Auge und Hand des Weibes zu Hilfe nehmen lassen.

Monod.

e) Das weibliche Geschlecht übt den entscheidendsten Einfluß im Kreise der Familie aus; nun aber muß aller politischen Kultur moralische Charakterbildung zum Grunde liegen, und zu jeder Vollkommenheit des Charakters kann der Keim nur im Schoße des Familienlebens aufblühen. Auch ist die weibliche Natur unendlich mehr geschickt, zu verbessern, ohne zugleich zu zerstören; sie besitzt eine sanftere und doch stärkere Gewalt über die Gemüther, ist dem Neuen mehr offen und dem Alten weniger feind, behandelt dies weniger gewalttham, und ergreift jenes begieriger. Sie fühlt zu tief, daß ihr selbst alles fremd bleibt, was sich nicht durchaus mit ihren Gedanken und Empfindungen verwebt, und will daher auch der Menschheit und der Welt nichts Aehnliches aufdrängen. W. v. Humboldt.

f) Was den Frauen die äußere Welt verspricht, das scheinen zwar die reiferen Jahre, entgegengesetzt dem Lose der Männer, immer weniger ihnen zu gewähren; was ihnen aber der beste Theil ihres Herzens verspricht, das erfüllt sich der glücklichen Frau und Mutter im häuslichen Wirkungskreise in reicherm Maße, als sie es früher geahnt.

Necker-Saussure.

g) Für die Mutter sollte es keine eitle Zerstreuungen mehr geben, sondern nur Forderungen der Gesellschaft und der Bildung. Es sollte ein tiefes, vorherrschendes Gefühl über alle die Pflichten, welche sie als Frau des Hauses hat, in ihr lebendig sein. Die wahrhafte Gattin wird auch wahrhaft Mutter und Hausfrau sein, weil jedes ihrer Verhältnisse nur die Werthbedeutung der anderen vor ihr erhöhen kann.

Necker-Saussure.

h) Je weniger bei dem, was das Weib dem Hause und allen Gliedern desselben sein sollte, ein unbefangener Naturtrieb sich in ihr geltend macht, desto mehr sollte sie ihre Willenskraft hervorrufen.

Necker-Saussure.

i) Sollen wir Männer dem Staate angehören, der Oeffentlichkeit unser Angesicht zuzehren, so müssen wir zunächst fordern, daß hinter unserm Rücken am häuslichen Herde moralische Sicherheit, Harmonie und schöner Friede walte. Stehen unserer Nation politische Stürme bevor, für die wir Männer alle unsere Kraft und Tugend des Geistes brauchen werden, so sei bei uns zuvor der Familienkreis fest und sicher. Das nächste Geschlecht unserer Knaben und Jünglinge hat dort seine Wiege; von der Mütter Art hängt die Artung derer ab, die künftig als Männer Staat und Welt gestalten sollen.

G. Kühne.

k) Die Familie ist die Grundlage der Kraft eines Volkes. Viele wollen an unserer Zukunft verzagen und weiffagen Deutschland Griechenlands und Roms Geschick. Wir aber glauben nicht daran! Eine unserer Hoffnungen ist das deutsche Weib. Deutsche Frauen werden die deutschen Männer bessern und ihre Geschichte retten müssen, nicht durch Amazonenzüge, sondern durch die Macht edler Herzen und gewaltiger Weiblichkeit. Auf das Leben der Familie, auf die Ehe setzen wir unsere Hoffnung.

Weinhold.

Anhang.

1. Aus Niehl's: „Die Frauen.“

Eine social-politische Studie. Deutsche Vierteljahrsschrift 1882.

a) Eine wahre Naturmacht zur Stütze der erhaltenden Staatskunst ist die Familie.

b) Ueber der unmittelbaren Beziehung des Mannes zur Politik wird in der Regel die mittelbare, die in der Familie vermittelte des Weibes vergessen.

c) Auch die ruhende Kraft, — alles Gewicht — ist eine Kraft.

d) Mit der Familie steht und fällt jede organische Gruppierung der Gesellschaft und mit dieser Gruppierung löst sich die Gesellschaft selber auf in ein Chaos selbstthätiger Einzelwesen.

e) Ein Hinwegsetzen über die Sitte, welches bei dem Manne vielleicht als Originalität oder harmloser Eigensinn passiren könnte, bezeichnet bei dem Weibe der Sprachgebrauch mit scharfem Verständnis als unweiblich. Das Weib ist des Stabes der strengen Sitte bedürftig; es wird haltlos, sobald es denselben verläßt.

f) Hat das Weib erst einmal den Bann des alten Herkommens und der Sitte durchbrochen, dann ist es zügelloser und neuerungsflüchtiger als der Mann.

g) Theorie über Staat und Gesellschaft haben wir im Vorrath geschaffen, der wenigstens für hundert Jahre ausreicht. Bloß die Staatsbürger und Gesellschaftsbürger fehlen noch, die Republikaner für die Republik, die Monarchisten für die Monarchie, die Aristokraten für die Aristokratie, die Bürger für das Bürgerthum u. s. w. Diese Potenzen herauszubilden heißt politische Volkserziehung, die höchste Aufgabe der socialen Politik. Seltsam genug hat man neuerdings gemeint, politische Volkserziehung sei die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Theorien! Zu jener echten politischen Volkserziehung aber, welche Männer schafft, die in Treue, Selbstbeschränkung, Zucht und Sitte sich als bestimmtes Genossenschaftsglied der Gesellschaft und des Staates wissen und behaben, ist die entscheidende Schule gesetzt in der Familie, und hier sind es wiederum die Frauen, welche aus angeborenem Naturell bereits jene genannten echt conservativen Eigenschaften besitzen, die der Mann auf höherer Stufe erst noch mit Bewußtsein erkennen und sich wieder erobern soll. Mit milder Hand die Zunftmeisterinnen der Gesellschaft zu sein, dies ist der wahre sociale Beruf der Frauen, nicht aber sich selbst zu emancipiren von der Zucht der Gesellschaft.

h) Das Mittelalter machte mit feinsüßlichem Sprachsinne einen Unterschied zwischen den Worten „Weib“ und „Frau.“ Die bewegliche, unstäte, schmiegsame Naturseite des anderen Geschlechtes, welche radikal macht aus mißverstandenen Aristokratismus, wurde in dem Ausdrücke „Weib“ zusammengefaßt. „Frau“ war das treue, beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des anderen Geschlechtes. So sagt Walthar von der Vogelweide zum Lobe seiner Landsmänninnen, daß in Deutschland die „Weiber“ noch besser seien, als anderwärts die „Frauen.“ In dieser sprachlichen Unterscheidung liegt eine klare

Erkenntniß des socialen Berufes der Frauen angedeutet, wie die Willkür, mit welcher wir jetzt beide Worte zusammenwerfen, ein Beweis mehr ist, wie sehr diese Erkenntniß im modernen Leben verdunkelt wurde. Die Socialdemokraten appelliren an die Weiber; wir wollen an die Frauen appelliren.

i) Bei dem rohen Naturmenschen, desgleichen bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Frau vielfach verwischt und verdunkelt. Er verdeutlicht und erweitert sich in gleichmäßiger Progression mit der steigenden Gesittung. Sogar die auffallende Ungleichartigkeit des männlichen und weiblichen Wuchses kündigt den Kulturmenschen an; auch die Klangfarbe der Stimme verwischt sich zur Gleichförmigkeit, wo im rohen Naturzustande männliche und weibliche Art unterschiedlos in einander übergreift.

k) Was die emancipirten Damen als funkelneue Reform hin zu stellen suchen, das findet sich bei den niedern Volksklassen in frischer und berechtigter Ursprünglichkeit längst vor, nur daß es von einem etwas abschreckenden Parfüm durchdrungen ist. Bei der untersten Hefe des Bauernvolkes, dazu bei den Vagabunden und Zigeunern, hat im Punkte der Sitten die moderne Emancipation des Weibes ihren echten historischen Boden. Hier herrscht auch keine prüde Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Decenz, und wenn die Volkssprache für die Frauen Worte wie „Weibskerle“ hat, so soll damit nicht ein Schimpfwort gemeint sein, sondern nur die, dem Weib aus dem Volke eigene, selbstbewusste, aktiv vorschreitende Mannesnatur bezeichnet werden.

l) Je tiefer wir zu den bildungs- und besitzlosen Volkschichten herabsteigen, desto verwischter und bedeutungsloser werden nicht bloß die Gliederungen nach dem Geschlechte, sondern auch die nach den Altersstufen. Sowohl für die Familie, als auch für die Gesellschaft, mögen wir sie als Ganzes, dem Staate gegenüber, oder in dem Verhältnisse ihrer einzelnen Theile zu einander, betrachten, gilt die alte naturgeschichtliche Wahrheit, daß nur die höchsten Formen der organischen Bildungen auch die reichsten und bestimmtesten Gliederungen in sich schließen.

m) Weil in den unteren Ständen der Gegensatz der Geschlechter auf sein Geringstes reducirt ist, so verliert auch die versöhnende und

ausgleichende Romantik der ehelichen Liebe, welche die, in der Familie dem Manne reell untergeordnete Frau, doch zugleich ideell wieder als seine Herrin setzt, ihre tiefste Bedeutung. Daher ist auch dem Bauern die äußerliche Ritterlichkeit des Frauentienstes, wie sie in der Sitte der feineren Welt herrscht, größtentheils fremd.

n) Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf und der äußeren Sitte, wie sie beim entwickelteren Bauernthume bereits begonnen, setzt sich im Bürgerthume stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Schenkwirth, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerb ist die Frau noch ein wirklicher Geschäftsbeistand und Mitarbeiter. Bei den größern Gewerben aber, und vollends bei den geistigen Berufen, hört diese Mitarbeiterschaft der Frauen vollständig auf. So bildet sich überhaupt das specifisch weibliche Wesen immer eigenartiger hervor, je höher wir in den Berufskreisen hinaufsteigen, je selbstständiger die Thätigkeit des Weibes sich absondert.

o) So alt als die Erkenntniß der weiblichen Natur überhaupt, ist der Gedanke, daß die Frauen mehr wirken sollen durch das, was sie repräsentiren, als durch das, was sie wirken. Sinnig spricht Schiller denselben aus:

p) „Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.“

q) „Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagenb in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.“

r) „Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.“

s) Wir können es durchaus nicht beklagen, daß gerade dieser aristokratische Beruf des Weibes aus der Sphäre der socialen Aristokratie mehr und mehr herübergebrungen ist in alle Kreise der feineren Bildung und Gesittung. Aber das ist denn doch eine arge Karrikatur von solch ideeller Auffassung, wenn die vornehme Sitte jenen Grundsatz buchstäblich nimmt, und Nichtsthum und Alotriatreiben und

namentlich die systematische Entfremdung der Frauen von der Familie und ihren Sorgen für absonderlich weiblich erklärt.

t) Dieses System hat sich nun naturgemäß überschlagen und bei verschrobenen Köpfen den Versuch hervorgerufen, die Frauen in einer verzerrten Copie der äußeren Männer sitten wieder zur ursprünglichen Natur zurückzuführen, wodurch denn die gegenwärtig herrschende Confusion über Stellung und Beruf des weiblichen Geschlechtes auf ihre Höhe getrieben worden ist.

u) Es fügt sich zu einem wunderbar vollendeten Organismus, den nicht Schultwig künstlich geschaffen, sondern der aus dem innersten Wesen unserer Natur frei emporgewachsen ist, daß das Weib aus dem Volke, äußerlich am entschiedensten dem Manne gleichgestellt, in der Zucht der Familie demselben am strengsten untergeordnet sei, während die höhere Gesittung, welche die Geschlechter äußerlich trennt und individualisirt, doch das Verhältniß des Weibes zum Manne in der Familie erst zur harmonischen Gleichstimmung gebracht hat. Die Emanzipirung der Frauen im Sinne der Socialisten ist der erste Schritt zur Sklaverei der Frauen.

v) Seit dem Mittelalter war der Aristokratie die Tendenz eigen, die gesonderte Art der beiden Geschlechter möglichst scharf, oft bis zur letzten Spitze, oft auch rein veräußerlicht, zur Geltung zu bringen. Der höhere Bürgerstand ward allezeit leicht davon angesteckt. Selbst der physische Gegensatz männlicher und weiblicher Natur hat sich in dieser sogenannten „feinen Welt“ zu einer fast erschreckenden Bestimmtheit durchgebildet und die Unterscheidung des „schwachen und starken“ Geschlechtes zur bittern Wahrheit gemacht.

w) Während beim gemeinen Volke das Weib die volle Hälfte von des Mannes harter, körperlicher Arbeit auf ihre Schultern nimmt, wird hier die einfachste natürliche Kraftäußerung mehr und mehr für unweiblich gestempelt. Eine Dame, welche rüstig zu Fuß einen Tagemarsch machen könnte, würde in der feinen Gesellschaft schon für ein Mannweib gelten. Es ist offenbar, daß wir bei einem unnatürlichen Extrem von Weiblichkeit, bei dem Ueberweiblichen angekommen sind.

x) Es ist nicht gesagt, daß wir die Frauen für unbefugt hielten zu geistigen Strebungen, aber das massenhafte Aufsteigen weiblicher Celebritäten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal

das Symptom einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Die Ehe wirkt sonst am tiefsten dahin, das Weib weiblich zu machen. Aber grade bei dem schrankenlosen Sichgehenlassen, welches das moderne Individuum für seine Entwicklung fordert, schlägt diese Wirkung nicht minder leicht zum Gegentheile um. Wenn Tausende von Männern gegenwärtig aus dem socialen Geleise kommen, weil sie, in zärtlicher Besorgniß gegen sich selbst, stets die „rechte Existenz“ und den „rechten Beruf“ verfehlt zu haben wähnen, dann werden Tausende von Frauen irre an der socialen Stellung des Weibes, weil sie, bei gleicher Selbstverhättselung, in den falschen Ehebund getreten zu sein glauben. Grade für den Ernst der Ehe sind wir im Durchschnitt viel zu sentimental gegenüber unserm eigenen Ich, zu zärtlich gegen uns selbst. Vordem war man fatalistischer, oder, wenn man will, gottergebener, biß die Zähne zusammen und hielt den einmal erwählten Beruf, die einmal geschlossene Ehe als eine in Gottes Rathschluß vollendete Thatsache fest, und so gab es gar keine kommunistische Männer und wenig emancipirte Frauen. Das ist ja eben das eigentliche Satz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen kann.

y) Ein merkwürdiges Zeugniß, wie ganz und gar der Begriff von dem Ernst und der Würde des Eheberufes bei einem großen Theile der vornehmern Welt erloschen ist, liegt in dem Umstande, daß sich solche Damen am meisten geschmeichelt fühlen, wenn sie Einer gar nicht für Hausfrauen und Mütter hält. Verheirathet zu sein, das erweckt in den Kreisen des gemeinen Mannes doch immer einen gewissen Respekt, aber in der feinen Welt hat sich der Ehe ein Beigeschmack des Philisterhaften angehängt. Deshalb wird es auch immer mehr guter Ton, alle Familienfeste, auf welche die gewöhnlichen Leute etwas geben, so kurz und still wie möglich abzumachen.

z) Das raffinirte Uebermaß der Sonderung beider Geschlechter in der gebildeten, modernen Gesellschaft hat viele geistig regsame Frauen gradezu gezwungen zu einer Selbstständigkeit, die, weil sie überweiblich ist, wieder in's männliche zurückschlägt. Nur indem wir an dem Satze festhalten, daß die Unweiblichkeit unserer Emancipirten wesentlich aus einer in der feinen Gesellschaft angestrebten Ueberweiblichkeit hervorgegangen ist, können wir die lange Reihe scheinbarer Widersprüche in den geistigen und gesellschaftlichen Einflüssen der Frauen

des neunzehnten Jahrhunderts auflösen. Die ausschließliche Erziehung des Weibes für die Familie ist in den Hintergrund getreten. Statt ihrer finden wir eine wohl gar von Frauen selbst geübte Damenpädagogik, welche den Schaum aller Kunst und Wissenschaft als Bildungsstoff für halbweibliche Fräulein abschöpft und dadurch die unerhörte Individualisirung und falsche Selbstständigkeit der weiblichen Natur erzielen hilft. In dieser Ueberweiblichkeit geht der natürlich conservative Beruf der Frauen zum Erhalten und Pflegen der überlieferten Sitte am gründlichsten verloren.

aa) Nonge ward von überweiblichen Frauen noch eine gute Weile mit zarten Spenden fast erdrückt, als Männer von Bildung längst nur noch ein Rächeln für ihn hatten. Seine Theologie entsprach so ganz der veräußerlichten, ästhetisch und moralphilosophisch verdünnten Religionsidee, wie sie in Briefen, Memoiren und Romanen der belletristischen Frauenliteratur, in Stammbuchaphorismen und Almanachversen seit einem halben Jahrhundert entwickelt worden war, daß die überbildeten Frauen in dem Verständniß des Nongeschen Dogmas im Grunde nur das als ein Geschenk zurücknahmen, was längst ihr eigenstes Besitztum gewesen war.

bb) Aehnlich erging es im ersten Rausche des Jahres 1848, wo an den Centralpunkten der Bewegung Damen, die dem versfeinerten Bürgerthum angehörten, dem Radikalismus ganz besonders begeistert zuzubelten. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich beehrten Wortführern, mit ihren Turnerscharen, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig deklamirenden Volksrednern repräsentirten mehr, als sie thaten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht u. s. w.

cc) So wie die Frau zu dem Gedanken kommt, daß ihr in der Familie vermittelter socialer Beruf ein Geringfügigeres sei, als der direkte sociale und politische des Mannes, so wie sie sich in einer Gleichartigkeit des Wirkens erst zur rechten Gleichheit mit dem Manne erhoben wähnen würde, und folgerichtig männliche Geschäfte eifrigh in's weibliche travestirt: — ist für sie auch die weitere Consequenz unvermeidlich, daß alle in den verschiedenartigen, obgleich sämmtlich gleich menschenwürdigen, socialen Berufen gegründete Standesunterschiede eine Frucht eben so großer socialer Tyrannei

seien, wie das Festhalten verschiedener Berufe der Geschlechter eine Tyrannei der Männer. Vermag das Weib einmal nicht mehr die nothwendige Ungleichartigkeit des Berufes von Mann und Frau einzusehen, dann wird sie in der Regel noch weit despotischer in dem Gellisten der Ausübung aller politischen und socialen Ungleichheit, als der Mann. Sie geht gleich auf's Allgemeine los und möchte Erde und Himmel und noch Einiges drüber hinaus so recht mit Einem Schläge nivelliren.

dd) Bei einer raffinirten, auf's Aeußerste entfalteten Civilisation ist die Gefahr eines überwiegenden Vordringens des weiblichen Naturells in eben dem Maße nahe gerückt, wie umgekehrt bei rohen Naturzuständen, in der Urzeit, im heroischen Zeitalter, im niedern Volksleben überhaupt die zarte weibliche Idealität leicht von der wilden ungechliffenen Mannheit erdrückt wird.

ee) Das weibliche Talent, einen neuen Gedanken, eine neue Zeitsimmung aufzunehmen und in geschmeidige Formen zu gießen, der Reproduktionsgeist, welcher den Frauen einen so entschiedenen Beruf für die Bühne gegeben hat, hat sich seit mehreren Menschenaltern in der Aufnahme, Popularisirung und Fortpflanzung politischer, philosophischer, religiöser, socialer, künstlerischer und literarischer Richtungen ganz hervorragend bewährt. Es ist dadurch in unser gesammtes Geistesleben weit mehr weibliches Element gekommen, als man gewöhnlich glaubt.

ff) Wir sprechen häufig von der Emancipation der Frauen, wo wir weit richtiger von der Emancipation von den Frauen sprechen sollten. Unsere Buchhändler speculiren auf nichts eifriger, als auf Damenlectüre; ein Dichter, den die Frauen kaufen, ist ein gemachter Mann. Wir haben „weibliche Hochschulen“ und Frauenzeitungen. Es giebt kaum eine Wissenschaft mehr von der Metaphysik bis zur Maschinenkunde, welche nicht in eigenen Büchern zum speciellen Handgebrauch der Frauen verarbeitet worden wäre. Von solcher literarischen Betriebsamkeit im Frauendienste hat man sich wahrlich noch nichts träumen lassen, „als der Großvater die Großmutter nahm.“ Durchwandert die Säle unsrer Kunstausstellungen; zwei Drittel der Gemälde sind in der Regel auf den Geschmack und das Urtheil der Frauen berechnet. Seit es bei den Damen der feinen Welt wieder vorherrschend „guter Ton“ geworden ist, kirchlich gläubig und poli-

tisch loyal zu sein, ist der Bruch mit der Revolution nicht bloß äußerlich, sondern auch in der Stimmung der Massen entschieden. Selbst im Körperlichen zeigt sich dieses Ueberwuchern des Weiblichen. Die rechten Modegesichter der feinen Herren werden immer frauenzimmerlicher. Ja die besonderen Modekrankheiten der Damen beginnen bereits zu den Männern hinüberzubringen.

gg) Dieser weibliche Einfluß, der sich noch steigern wird, je breiter sich die allgemeine Verfeinerung der Sitten entfaltet, der zuletzt auch die untern Stände ergreifen wird in dem Maße, als sich auch dort die Sonderung der Geschlechter schärfer vollzieht und folglich eine individuell weibliche Bildung sich geltend machen kann, dieser Einfluß kann zum Segen wie zum Fluche werden, je nachdem die weibliche Art sich selbst in ihrer maßvollen Natürlichkeit oder in verzerrter Uebertreibung und Verbildung darlegt.

hh) Gutzkow sagt einmal: wenn man einer recht unliebenswürdigen, verbfissenen Frau begegnet, so hält man sie vorweg für eine Schriftstellerin. Und in der That ist die überwiegende Mehrzahl unserer Schriftstellerinnen lebiglich durch die Verschrobenheit ihrer Stellung in der Familie und Gesellschaft, wozu sich der Fluch der raffinierten Ueberweiblichkeit gesellte, zur Schriftstellerei getrieben worden. *) Groll und Verbitterung gegen Gott und die Welt war meist die Inspiration, mit welcher sie an's Werk gingen, und doch, — wie gemäßigt haben die meisten geschrieben, gegenüber unserm im Weltchmerz unter die Literaten gegangenen Männern! Der sociale Roman ist seit Johanna Schopenhauer's Tagen äußerst fleißig von Frauen angebaut worden. Merkwürdig genug aber haben die meisten der Damen, welche solche Romane schrieben, um der Gesellschaft „Fehde anzukündigen,“ dies im Sinne eines veräußerlichten Aristokratismus gethan. Die socialistische Weltverbildung soll vollzogen werden, — aber doch jedenfalls im Salon.

ii) Die Ehelosigkeit nimmt allgemein zu. Tausende von Frauen werden dadurch in einen Zustand versetzt, der vollkommen dem des socialen Proletariats entspricht. Sie sind beruflos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände. Mancherlei weibliche Erwerbsquellen sind neuerdings versiegt. Von Stricken und Spinnen kann

*) Siehe V. 4.

auch das genügsamste weibliche Wesen kaum mehr leben. Der Kreis der von Frauen selbstständig betriebenen Geschäfte hat sich zwar nach allen Seiten bedeutend, ja übermäßig erweitert, aber dennoch ist er viel zu klein für die täglich wachsende Masse vereinzelter, verdienstloser Frauen. Hier bildet sich eine Gruppe der stillen und verschämten Armuth, deren Elend auf ganz eigenthümlichen und neuen Voraussetzungen beruht. Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen, wie bei den männlichen proletarischen Arbeitern; sie machen auch keine Aufläufe und bauen keine Barrikaden. Gott allein steht ihr verschwiegenes Dulden. Die Resignation ist die stärkste Wurzel von dem natürlichen Conservatismus des Weibes.

kk) Andere ehelose Frauen haben ihr Auskommen und verkümmern doch als mit sich selbst zerfallene alte Jungfern. Sie stehen vereinsamt und ohne Beruf. Ich möchte sie dem aristokratischen Proletariat vergleichen. Ihr Geschlecht und ihre Stellung verbietet ihnen geschäftsmäßig zu arbeiten. Sie verzehren ihre Renten als unsers Herrgotts Tageelbe. Es ist ein fürchterliches Ding, berufslos, ziellos ein solches Pflanzendasein zu führen, es gehört die ganze natürliche Passivität, der Duldermuth einer Frau dazu, um bei einem solchen Dasein nicht aus der Haut zu fahren.

ll) Als man den Kreis der Familie auch in den Städten noch weiter zog und eine, wenn auch entfernte Base nicht vereinsamen ließ, so lange noch ein Platz am Tische und eine Schlafstätte noch in den Dachkammern vorhanden war, da fanden solche arme Wesen nicht nur eine Häuslichkeit, sondern auch einen Beruf in der Familie, der sie nahe standen und als natürliche Hausgenossen einverleibt waren. Dies ist anders geworden.

mm) Wir stehen hier vor einem erschrecklichen Dilemma. Der wahre Beruf des Weibes nach allen Seiten hin wurzelt in der Familie, ist vermittelt durch dieselbe. Täglich aber wächst die Heerschaar der Frauen, welche ohne ihr Verschulden losgelöst sind von der Familie, hinausgestoßen, einsam dastehend in der egoistischen, wirr bewegten Welt. Dazu berufslos, mittellos, oder doch wenigstens von vornherein ohne Gnade verdammt zu einem verfehlten, ziellosen Leben. Was soll man mit diesen Ärmsten beginnen? Soll man sie in

Nonnenklöster sperren? in Pfründehäuser einkaufen? über's Meer schicken oder todt schlagen? *)

nn) Wissenschaftliches Material über die Stellung der Frauen ist in wahrhaft ungemeßener Fülle angehäuft. In der Rechtsgeschichte und im Privatrecht ist wohl kaum ein Kapitel gründlicher und vielseitiger durchgearbeitet worden, als dasjenige, welches von den Rechtsverhältnissen zwischen Mann und Weib handelt. Die allgemeine Kulturgeschichte strotzt von Aufzeichnungen über Frauenstille und Frauenbildung. Die vergleichenden ethnographischen Studien über das Frauenthum der verschiedenen Völkerschaften sind vollends bereits so sehr Gemeingut der vulgären Bildung geworden, daß es schwer ist, hier die bedeutsamsten Thatsachen zusammenzustellen, ohne trivial zu werden.

oo) Und doch ist gegen diese Fülle der Vorarbeit die staatsmännisch-praktische, die social-politische Ausnutzung derselben eine äußerst dürftige zu nennen. Auf der Wissenschaft der „Familie“ wie der „Gesellschaft“ ruht der Fluch, daß man sie in der politischen Praxis über die Achsel ansieht, weil es hier so wenig zu regieren, so wenig Gesetzesparagraphen zu machen, so wenig mit Polizeimaßregeln einzuschreiten giebt.

pp) Für die social-politische Doctrin sind die Frauen der dankbarste Gegenstand, um die Ungleichartigkeit der bürgerlichen und politischen Berufe bei aller Gleichheit des allgemeinen Menschenthums zu demonstrieren. Das Ungleichartige der gesonderten socialen Berufe in der Gesellschaft erscheint in der Familie bei den Berufen von Mann und Frau in seiner äußersten Consequenz. Die Naturgeschichte tritt hier für uns den Beweis des alten Satzes an, daß wir „nur vor Gott“ alle gleich sind.

qq) Die politische Geltung der Frauen ist eine bloß indirekte, in der Familie vermittelte. Sie kann nur in sofern gesteigert werden, als die Corporation der Familie und analog die Corporation der Gesellschaft wieder größere Macht im Verfassungsleben des Staates gewinnen. Es wäre z. B., so seltsam es auch auf den ersten Augenblick klingen mag, vom Standpunkte der socialen Politik durchaus nicht widersinnig, wenn festgesetzt würde: nur der Familienvater

*) Vgl. IV. E.

o der Ehemann) kann als Repräsentant der Nation gewählt werden, weil die Familie und nicht das Individuum die nächste Voraussetzung (einer ständisch gegliederten Gesellschaft ist, weil nur in ihm, als dem rechtlichen Vormund des Weibes, auch das weibliche Element selbstverständlich mit vertreten wäre, weil endlich der Besitz einer Familie in noch weit höherer Weise eine Garantie für die bürgerliche Solidität und das natürliche Interesse des Repräsentanten an der Erhaltung des Staates giebt, als man dieses bei dem Besitz von Grundeigenthum voraussetzt. Dies ist die einzige vernünftige politische Emancipation, welche die Frauen noch anzustreben haben, daß die Familie bei der Volksvertretung selbstständiger berücksichtigt werde, denn nur als Glied der Familie ist die Frau ein politisches Wesen.

rr) Der natürliche Erhaltungstrieb in der weiblichen Natur, welcher sich auch in einem instinktiven Festhalten an der überlieferten Sitte erweist, schwebte Montesquieu vor, als er den Satz aussprach, daß „den Frauen bloß die Vertheidigung, wie den Männern der Angriff zukomme.“ Die Bewahrung und Vertheidigung der überlieferten Sitten ist aber auch schon deshalb vorzugsweise den Frauen anheimgegeben, weil grade die bedeutsamsten Sitten, die von religiösem und ethischem Gehalt, in dem eignen Gebiet der Frauen, in der Familie zumeist zu Hause sind. Die Reform der Sitte ist die Reform der Gesellschaft; in der Negation und Auflösung der Sitte ist auch die historische, individuell lebensvolle Gesellschaft aufgelöst. So gestaltet sich der Beruf der Bewahrung und Veredelung der Sitte auch zu einem aktiven, socialpolitischen für die Frauen.

ss) Freilich kann man sagen, daß mit dem Bewahren des Überlieferten wenig gethan sei, da dieses nicht deshalb, weil es alt sei, auch gut zu sein brauche, sondern wir neuer, geläuterter, zeitgemäßer Sitten bedürften. Aber um sittenstiftend aufzutreten, bedarf es eines jugendlichen Zeitalters, seiner Unbefangenheit, seines natürlichen Instinktes. Und wenn wir in dem unsern selbst die besten neuen Lebensregeln auskligelten, sie würden wohl kritisiert, aber nicht gläubig hingenommen und zur Sitte erhoben werden. Gut sind der alten Sitten manche, weil sie im Verlauf vieler Menschenalter erprobt und gereinigt wurden; und sind sie hier und da minder

gut, so ruht wenigstens in ihnen eine Autorität, die man festhalten muß, weil sie gegenwärtig in keiner Weise wieder zu ersetzen wäre.

tt) Es ist merkwürdig, wie die sogenannte Emancipation der Frauen, wesentlich ein Produkt der Ueberbildung, zurückschlägt in das entgegengesetzte Extrem der niedersten menschlichen Entwicklungsstufe. Ich erinnere an die Republik des Plato, und kann's mir nicht versagen, zum Beleg die Worte Hegel's hierherzusetzen, in welchen er mit seinem unnachahmlichen trockenen Sarkasmus die Stellung der Frauen in Plato's Idealstaat zeichnet. „Die Frauen, deren wesentliche Bestimmung das Familienleben ist, entbehren in der Platonischen Republik dieses ihres Bodens. In derselben folgt daher: indem die Familie aufgelöst ist und die Weiber nicht mehr dem Hause vorstehen, so sind sie auch keine Privatpersonen und nehmen die Weise des Mannes als des allgemeinen Individuums im Staate an. Und Plato läßt die Weiber deswegen ebenso wie die Männer vertheilen, alle männlichen Arbeiten verrichten, ja selbst mit in den Krieg ziehen. So setzt er sie auf beinahe gleichen Fuß mit den Männern, hat aber dennoch kein sonderliches Zutrauen zu ihrer Tapferkeit, sondern stellt sie nur hinterdrein, und zwar nicht als Reserve, sondern als Arrieregarde, um wenigstens dem Feinde durch die Menge Furcht einzujagen und im Nothfall auch zu Hülfe zu eilen.“

uu) Ein Unterrichtsminister würde zwar gewiß darüber lachen, wenn man ihm sagte, daß das Studium des so mannichfach modificirten Gegensatzes des Naturells beider Geschlechter speciell in sein Departement einschläge; es hat aber doch seine Richtigkeit.

vv) Die Erweiterung und Vertiefung des Begriffes der Familie nach den Gesichtspunkten des Rechtes und der Politik wie der Sitte kann allein das Weib zu sich selbst zurückführen und um so mehr es zu einer durchgreifenden politischen Potenz erheben, je treuer es sich beschränkt auf das Heiligthum des häuslichen Wirkungskreises. Wenn das Wort eines Philosophen, daß das Familienleben die innere Geschichte der Nation sei, auch in der politischen Praxis zu Ehren und Anerkennung gekommen ist, dann ist die echte „Emancipation der Frauen“ vollzogen.

2. Aus Niehl's: „Die Sitte des Hauses.“*)

Eine social-politische Studie. Vierteljahrsschrift 1853.

a) Hausregiment und Staatsregiment.

1. Es kann kein patriarchalisches Staatsregiment mehr bestehen in dem civilisirten Europa, wohl aber ein patriarchalisches Familien-

*) Ich glaube nicht hier zu viel von demselben Verfasser zu geben. Niehl's größeres Werk: „Land und Leute — die bürgerliche Gesellschaft — die Familie,“ möchte ich, läßen gebildete Frauen ganz, ohne sich durch den zuweilen herben Ton des Verfassers irre machen zu lassen. (Im letzten Theile, „die Familie,“ findet man das Hierangeführte wieder. Niehl bezeichnet jedoch die Abtheilungen etwas anders, als sie hier aufgenommen sind.) Die Allg. Zeit., Beilage 205, 1856, sagt:

„Wenn auch Niehl sein Material zum neuen Aufbau des deutschen Hauses nicht selten aus morschen Ruinen nehmen, und seinen Grundstein auf wenig festen Boden setzen will, so wird sich dennoch der Einfluß der Niehl'schen Schriften sicherlich noch im geistigen Leben der deutschen Nation bemerklich machen. Es ist nicht genug zu würdigen, daß ein Mann mit seinem Geiste sich der destructiven Richtung der zunächst hinter uns liegenden Jahre mit solcher Energie entgegensetzte, und mehr als ein anderer in unsern Tagen beim großen Publikum wieder Sinn für historisches Leben und historische Berechtigung zu wecken, und das Bewußtsein des Schages einer festen, schönen Häuslichkeit anzuregen suchte. Dies soll und muß anerkannt werden, wenn man auch viel höhere und schönere Ideale politischer Zustände anstrebt, als die Rückkehr der gar nicht so liebenswürdig-patriarchalischen Zeiten bürgerlicher Schwäche.“

Nicht an den Einrichtungen, welche mit ihrer Zeit vergehen mußten, wollen wir kleben, aber halten an Jedem, was zum Wohle der Menschheit nicht mit ihr vergehen darf. Goethe's Wort: „Was ist bleibend auf dieser Welt? Sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich ändern und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt?“ wendet sich zwar, in so weit die äußere Verfassung des Hauses von den Zeitverhältnissen abhängig ist, gegen Niehl's Schriften, bezieht sich aber nicht auf ursprüngliche, natürliche Verhältnisse in der Menschheit. Denn bleibend ist das Verhältniß des Menschen zu Gott und der Natur, bleibend sind die Religion und die Natur. Bleibend sind alle heiligen Familienbeziehungen, die zwischen Mann und Weib, Eltern und Kind u. s. w.; bleibend ist das Pietätsverhältniß zwischen Lehrer und Schüler, Meister und Lehrling, das Humanitätsverhältniß zwischen Herr und Diener, arm und reich, mächtig und schwach, zwischen Freund und Feind, — bleibend in der Welt sind alle Forderungen der Humanität. Je mehr wir Frauen unsere Bedeutung als Pflegerinnen des Gemeinthebens erkennen, desto mehr werden wir conservativ werden für jedes Gode und Naturwahre, für reine Menschlichkeit. — Seine Form aber wird das,

regiment, und dieses letztere muß bestehen, wo ein echt conservativer Geist bei den Staatsbürgern einziehen soll. Im Hause lernt der Einzelne, was Autorität heißt und wie Zucht und Freiheit miteinander gehen können.

2. Der organische Zusammenhang des Hausregimentes mit dem Staatsregiment ist am unmittelbarsten in der germanischen Urzeit, er lockert sich in der Feudalzeit, er löst sich auf im modern-büreaufokratischen Staate. Die Familie sinkt in dem letztern zur statistischen Formel herab.

3. Es symbolisirt das tiefe Durchdrungensein des deutschen Mittelalters von der Würde des Hausregiments, daß der Hausvater allezeit Freiherr ist über Frau und Kinder. Bei den Juden vom alten Schlag, die bekanntlich noch viel mehr altpatriarchalische Familiensitten bewahren, als wir, hört man häufig die echt jüdische Redewendung, daß der Sohn den Vater nicht seinen Vater nennt, sondern umschreibend sagt: er ist der Vater über mich. *)

4. Die altdeutsche Gesamtbürgerschaft der Gemeinden hatte ihr Fundament in der noch älteren Gesamtbürgerschaft der Familien. Durch Frevel eines einzigen Familiengliedes konnte das ganze Haus zu Schanden werden und seine bürgerlichen Rechte und Ehren verlieren. Eine solche Haftbarkeit aller Familienangehörigen konnte nur da einen Sinn haben, wo die Autorität des Familienhauptes auf's kräftigste entwickelt, wo die Sitte des Hauses ein festes, heiliges Gesetz war, bei dessen Aufrechthaltung einer für den andern einstand. Beim gemeinen Manne finden sich auch jetzt noch mehr Trümmer dieser tiefen alten Anschauung der Familie, als in der feinen Welt, in welcher man sich nicht mehr gar viel daraus macht, wenn ein Vetter oder eine Base ein mauvais sujet ist. Die Selbstherrlichkeit des Individuums ist auch hier ein Lösungswort der Civilisation. Selbst essen schmeckt am besten.

was immer in der Menschheit bleiben soll, jedem Zeitalter gemäß schon selbst sich erschaffen. Nach den alten Schläuchen brauchen wir nicht ängstlich zu greifen, wenn wir nur den Weinstock pflegen, nämlich die Familie und den Menschen.

A. v. W.

*) Bei den Juden des Alterthums war der Vater Herr über das Leben des Sohnes.

A. v. W.

5. Als man anno 1848 in der Noth des Augenblicks den deutschen Cammern Gesetze vorlegte, welche die Gesamtbürgerschaft der Gemeinden in Fällen des Aufruhrs wiederherstellen sollten, machten die meisten Abgeordneten ein kurioses Gesicht zu dieser Institution aus den germanischen Urwäldern. Das lebende Geschlecht konnte kein richtiges Verständniß von der tiefen sittlichen und politischen Bedeutung dieser Gesamtbürgerschaft haben, weil es die Gesamtbürgerschaft der Familie nicht mehr kennt, die auf ganz andern Sitten des Hauses ruht, als die unsrigen, weil unsre Gemeinden längst vergessen haben, daß sie ursprünglich ein Clan gewesen sind, und weil im constitutionellen Staatsrecht das Capitel vom Hausregiment fehlt. In England, wo die Sitte des Hauses weit stabiler gewesen als bei uns, ist auch die Gesamtbürgerschaft der Gemeinden ein stätiges Rechtsherkommen geblieben bis auf diesen Tag.

6. Erst wenn man die öffentlichen Rechtsgewohnheiten der europäischen Völker mit den Resten der überlieferten Familiensitten vergleicht, wird man inne, welch geheimnißvoller Zusammenhang zwischen der Sitte des Hauses und der nationalen Gesetzgebung besteht. Ein Volk wie die Franzosen, welches nicht mehr fähig ist, Hausregiment zu führen wie zu ertragen, kann auch mit keinem Staatsregiment mehr zurechtkommen. Je gefesteter die Sitte des Hauses, um so gefesteter ist auch die Regierungsform. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Geist der Familienlosigkeit bei den höheren Ständen; die socialistische Standeslosigkeit folgte im neunzehnten wie auf das 11 das 12.

7. Es ist aber die Sitte des Hauses grade derjenige Punkt, wo jeder Einzelne Großes wirken kann, um (mit einem Modeausdruck) „die Gesellschaft zu reformiren,“ tüchtigen Bürgersinn zu wecken, einen echt conservativen und loyalen Geist im Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken. Die nächste Aufgabe für den Wiederaufbau der halb zertrümmerten Gesellschaft ist für Jeden gegeben in der Restauration der Familiensitten. Statt über neue Verbesserungen zu phantastiren, wollen wir unsre Familien wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir politische Männer. Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze sind entweder ein organisches Produkt der Sitte oder bloß ein beschriebenes Stück Papier. An

unsern Kindern und Enkeln wird es sein, die alten Formen in Staat und Gesellschaft, die uns noch zum leidlichen Nothbehelf genügen, umzubilden, wenn wir erst einmal gesorgt haben, daß sich eine würdigere, größere, strengere Lebenspraxis herausbilde und daß das kommende Geschlecht die rechten Männer habe, um neue, bessere Staatsformen ertragen zu können. Wo wir das aber nicht thun, werden die nach uns kommen, noch schlimmer daran sein als wir; die Sünden der Väter werden sich an den Söhnen rächen und unser eigen Blut wird, wie ein schneidendes Wort des Volksmundes sagt, unsre Knochen im Grabe verfluchen.

b) Das ganze Haus.

1. Es zeigt die Auflösung des Familienbewußtseins an, daß es mehr und mehr Sitte wird, die einzelnen Genossen des „Hauses“ in Gruppen abzusondern: Mann und Frau, die Kinder, das Gesinde, die Geschäftsgehilfen u. s. w. bilden in dem vornehmeren Hause je eine Familie für sich.

Wir kennen überhaupt fast nur noch die „Familie,“ kaum mehr das „Haus,“ den freundlichen, gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht nur die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor Alters mit dem Worte „Ingesinde“ umfaßte. Wir haben noch Familienfeste, aber keine Hausfeste mehr, Familiensitten, aber keine Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es giebt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdrucke sagen, „ein Haus machen,“ aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus, als Inbegriff einer socialen Gesamt-Persönlichkeit, das „ganze Haus“ ist in seine Atome zerfallen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere social-politische Thatfache, als in der zunehmenden Lockerung der wirklichen Familienbände. Durch das Erlöschen des Hauses, als der halb naturnothwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verloren gegangen und die günstigste Gelegenheit zur socialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Es gehört heutzutage viel Muth, viel Selbstständigkeit dazu,

wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgerthums die Idee des „ganzen Hauses“ noch praktisch aufrecht halten will.

2. Früher hielt das Band, welches den Lehrling an den Meister fesselte, oft für das ganze Leben fest. Der Meister stand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegenüber, wenn derselbe längst selber Meister geworden war. Er redete den ehemaligen Lehrling, und mochte es derselbe zu noch so hohen Würden und Ehren gebracht haben, seine Lebtag mit Er an, während dieser ihm mit dem respektvollen Ihr erwiderte. Weil der Lehrling dem Hause des Meisters wirklich angehört hatte, darum nur konnte sein Verhältniß zu jenem immer ein kindliches bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientensinn entsprang dieses Herkommen, sondern aus der Pietät des deutschen Familiengeistes. Je mehr die freiwillige Anerkennung einer natürlichen Autorität in allen Bezügen unseres bürgerlichen Lebens altfränkisch ward, um so sicherer mußten die späteren Geschlechter politisch haltlos und social meisterlos werden. Wie will man jetzt neue, künstliche Autoritäten im Staatsleben schaffen, wo die alten natürlichen nicht mehr halten.

3. Ein recht augenfälliges Zeichen von der Lockerung der Bande des Hauses und der Familie liegt in der immer mehr abkommenden Familiengastfreundschaft. Wer auch nur zehn bis fünfzehn Jahre zurückdenkt, wird wahrgenommen haben, daß man sich zusehends entwöhnt hat, Verwandte und Freunde des Hauses bei sich zu beherbergen. Jene alte Gastfreundschaft, die in so inniger Beziehung zu dem Gedanken des „ganzen Hauses“ steht, hat sich aus der Stadt auf das Land zurückgezogen.

c) Familie und Wohnung.

1. Die Architektur des modernen Wohnhauses ist das steinerne Sinnbild der erlöschenden Idee vom „ganzen Hause.“

Schauen wir in das Innere unserer Wohnungen, so findet sich's, daß das „Familienzimmer,“ der gemeinsame Aufenthalt für Mann und Weib und Kinder und Gesunde immer kleiner geworden oder ganz verschwunden ist. Dagegen werden die besonderen Zimmer für einzelne Familienglieder immer zahlreicher und eigenthümlicher

ausgestattet. Vater, Mutter und Kinder beanspruchen für sich bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemächer. Diese sollen auch im Einzelnen wieder charakteristisch möblirt sein, während die eigentlichen „Familienmöbel“ altfränkisch geworden sind.

Statt daß die Wiege zu Handen bei dem Bette der Eltern stehen sollte, muß die Kinderstube vielmehr möglichst entfernt vom elterlichen Schlafgemache sein; denn ein „gebildeter Vater“ kann in der Regel gar kein kleines Kind mehr schreien hören. Wer aber Kinder in die Welt setzen will, der soll sie auch können schreien hören, und wer das eine nicht kann, soll auch das andere bleiben lassen.

2. Die Gastzimmer für die Freunde des Hauses sind entweder ganz verschwunden, oder doch bedeutend beschränkt worden. Der bedeutsamste Raum im vornehmeren bürgerlichen Hause wird dagegen einem ganz neuen Gemache zugetheilt: dem Salon.

3. Aller architektonische Schmuck, der sonst auf Hof, Vorhalle, Hausflur und Familienzimmer verwendet wurde, kommt jetzt dem Salon zu gut, während jene Räume, deren Weite sonst das Herrenhaus bezeichnete, auf das dürftigste Maß beschränkt sind. Wir begreifen wohl noch ihren gleichsam poetischen Werth für das häusliche Behagen, aber nicht mehr den reellen, weil uns die alte Gesamthäuslichkeit kein nothwendiges Bedürfniß mehr ist. Der Salon dient nicht mehr wie jene Räume dem „Hause“, sondern der Gesellschaft. Diese nichtsnutzige sociale Fiction der sogenannten Gesellschaft, als des Inbegriffs einer Gruppe von interessanten oder eleganten feinen Leuten, bei denen man von den bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Qualitäten absieht, die *bonne société*, bezeichnet aber gerade die Auflösung des Familienlebens. Der Salon ist, wie schon sein Name besagt, ein dem deutschen Hause aufgepfropftcs fremdes Gewächs.

Für den Einzelnen ist das moderne Haus wohnlicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer. Das architektonische Symbol für die Stellung des Einzelnen zur Familie war im alten Hause der Erker. Im Erker, der vorzugsweise zum Familienzimmer gehört, findet der Einzelne seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel; er kann sich dorthin zurückziehen, aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen.

So soll auch der Einzelne zur Familie stehen, und nach diesem Prinzip des Erkers müßte eigentlich das ganze Haus construirt sein.

Ueberhaupt, nicht von außen nach innen sondern von innen nach außen sollte das Haus gebaut werden. In der entsprechenden socialen wurzelt die kunstgeschichtliche Thatsache, daß das Mittelalter Häuser und Burgen und Kirchen von innen heraus gebaut hat, die äußeren Proportionen und Formen nach dem Bedürfnisse des Innern, nach dem praktischen Zwecke des Hauses frei gestaltend, während wir als echte Doctrinäre schablonenhaft von außen nach innen bauen. Auch in der Gesellschaft, in der Familie bauen wir symmetrisch, mechanisch von außen nach innen, statt organisch von innen nach außen. Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das sociale. Schafft erst die rechte Familie, diese wird sich dann selber ihr neues Haus bilden.

4. Je wandelbarer Haus und Mobiliar, desto wandelbarer natürlich auch die Sitte des Hauses. Von dem für den socialen Conservatismus so unendlich wichtigen Einleben langer Generationen der Familien in dieselben festgegründeten Räume bleibt unter den jetzigen Verhältnissen nicht die Rede.

5. Viele rühmen es als ein glänzendes Zeichen großstädtischen Lebens, daß man jahrelang in einem Hause wohnen könne, ohne die Mitinsassen auch nur dem Namen nach zu kennen und daß eine halbe Familie aussterben könne, ohne daß es die Hälfte der übrigen Hausgenossen nur merke. Es ist dieses Zeichen aber fñr wahr ein sehr trauriges.

6. Ueber dem Streben nach großartigen Formen vergessen die Architekten zu leicht, daß der Mensch doch immer das Maß seines Hauses bleibt. Das Familienhaus und die echte Sitte des Hauses bedingen sich gegenseitig.

d) Familienfñnn und der Geist unserer Zeit.

1. Ein Rückblick auf die geistige Entwicklungsgeschichte der deutschen Nation in den letzten hundert Jahren zeigt uns, daß jene großen Meister, welche in dieser Frist unsre literarische und wissenschaftliche Geltung so glänzend vor allen Völkern Europas heraus-

hoben, der nationalen Entwicklung der Familie (wie der Gesellschaft) gleichsam um des Prinzips willen Feindschaft bieten mußten. Grade in dem Zeitraum, wo man mit Recht sagte, daß die Existenz unserer Nation vorwiegend eine literarische gewesen sei, wurde in der deutschen Literatur nichts gründlicher ignoriert, als die Familie und ihre Interessen.

2. Die Humanitätsidee verschlang den Gedanken an die Familie, über der Menschheit wurden die Menschen vergessen. Nur noch die Jurisprudenz hatte eine wissenschaftliche Kategorie für die Familie.

3. Die Dichter zeigten sich mit der Hausordnung des griechischen Olympe besser vertraut, als mit der Sitte des deutschen Hauses. Das Familienleben der wenigsten unter den Meistern unserer großen Literaturepoche ist biographisch bedeutsam geworden.

4. Drittehalbshundert Jahre früher hatte Luther noch aus dem Schoße der Familie heraus seine weltgeschichtliche Sendung vollführt; er war ein öffentlicher Charakter auch als Familienvater und ohne Kenntniß von seiner Häuslichkeit würde man den ganzen Mann gar nicht verstehen. Um Reden an die deutsche Nation zu schreiben, schrieb er Tischreden.

5. Das häusliche Leben unserer literarischen Reformatoren dagegen ist meist etwas ganz zufälliges, gleichgültiges, eine reine Privatsache. Ja sie entäußerten sich wohl gar des Hauses, um Poeten zu werden.

6. In unserer literarischen Sturm- und Drangperiode war die Kezerei populär, daß das Genie gar nicht zum ordentlichen Ehe- manne tauge, daß ein guter Hausvater nothwendig ein Philister sei. Dem gegenüber möchte ich die von tiefstem Familienbewußtsein zeugende Sägung der Hindu stellen, wornach der Mann nur vollkommen ist, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne.

7. Selbst bei Goethe, der so unendlich viel dem altbürgerlichen elterlichen Hause verdankte, der ohne die Schule der Familie gewiß nicht dieser Olympier voll sicheren Maßes und seliger Versöhnltheit geworden wäre, verlieren sich in der fortschreitenden literarischen Entwicklung diese geheimen innigen Wechselbezüge zwischen dem geistigen Schaffen und dem Familienleben immer mehr.

8. Ich halte auch dafür, daß die dramatischen Prügeleffekte in den alten deutschen Volksspiessen sehr gemein gewesen, aber doch nicht halb so gemein, als die angeblich feinen Betrügereien zwischen Gatten, Eltern, Kindern und Blutsfreunden, die selbst heute noch sehr häufig die „Intrigue“ der aus Frankreich importirten Lustspiele und Bluetten bilden, und denen auch ein vornehmes und feines Publikum noch immer behaglich zuschaut, während es sittlich entrüstet die Lüge verlassen würde, wollte man ihm die alten Prügelstücke wieder vorführen.

9. Die Sitte des Hauses, das war die beste Provinz, welche uns die Franzosen weggenommen haben. Seitdem wir uns aber politisch wieder frei gemacht von der französischen Herrschaft, ist auch die Wiedereroberung des deutschen Hauses langsam, doch stetig vorgeschritten.

10. In vielen scheinbar ganz geringfügigen häuslichen Sitten steckt ein tiefes, sociales Prinzip, und im „Hause“ giebt es nichts Unbedeutendes. Es ist z. B. auf den ersten Blick ganz gleichgültig, zu welcher Stunde des Tages man zu Mittag ißt. Und doch könnte man eine kleine Geschichte des socialen Liberalismus in den letzten sechszig Jahren schreiben, deren einzelne Abschnitte sich ganz schlagend nach dem allmählichen Vorschieben der Mittagessensstunde abtheilen ließen.

11. Nicht Klagen voll Verzweiflung, sondern voll geheimer Hoffnung dürfen wir gegenwärtig über unser Familienleben erheben. Die Familie ist wenigstens wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses der Nation geworden, und das Bedürfniß einer Reorganisation des Hauses kommt immer allgemeiner den Leuten zum Bewußtsein.

12. Es ist ein bedenkliches Zeichen, so etwas wie nationale Altersschwäche, daß uns der Kinderreichtum Armuth, der Kindersegen ein Unsegen geworden ist. Nicht die vielen Kinder an sich sind vom Uebel, wohl aber die vielen Kinder, die kein Haus haben.

13. Rißhart sagt gar köstlich in der Gargantua: „Die Kinder sind der Aeltern schönster Wintermaien, Leibvergeß und Wundemuth, des Vattern Aufenthaltung, Leitfähr, Kruden und Stützen, in welchen sein Alter wieder blühsam wird, sind der leiblich Ram’

seines Stammens, Spiegel seiner vergangenen Jugend, Annäherung seiner Geberden, Angesicht und Angestalt, gleichwie eine gezeichnete Herde.“ Das klingt uns armen Leuten jetzt wie Ironie, weil wir für unsern Kinderreichthum das Haus noch nicht wiedergewonnen haben, und doch ist es das fröhliche, überzeugungsvolle Bekenntniß eines stärkeren, jugendlicheren Geschlechts, das bei sich selbst zu Hause war.

14. So wie sich die Gesellschaft in Individuen zersplittert, ist jedes Kind ein Ueberfluß.

15. Unversöhnlicher sind die Gegensätze in Sachen des Hauses und der Familie wohl niemals wider einander gestürmt, als zu gegenwärtiger Zeit. Die geistige Strömung hat sich jetzt entschieden dem Wiederaufbau der alten Sitten des Hauses wieder zugewendet; die materielle Entwicklung dagegen, die bloß zählen und rechnen kann, führt eben so direkt davon ab.

16. Wir besitzen gegenwärtig einen Mann, der die Blüthe des in aller Ehrenfestigkeit gegründeten Hauses mit einem Glanze und den Verfall der häuslichen Sitte mit einer Fülle der zirkulirenden sittlichen Begeisterung geschildert hat, wie kein anderer deutscher Schriftsteller der neueren Zeit. Dieser Mann ist Jeremias Gotthelf. *) Nicht mit Unrecht gab er sich den Namen Jeremias, denn wie jener klagende Prophet auf die Trümmer von Jerusalem, deutet er uns immer wieder auf das zertrümmerte Heiligthum der deutschen Familie. Seine Bücher sind ohne Form und Maß, bald zu breit und bald zu lang, aber es spricht ein so frischer Geist voll natürlicher Poesie in ihnen, daß man in dem Verfasser mit Recht ein Stück von einem Shakespeare gefunden hat. Shakespeare als Dorfsparrer im Kanton Bern. Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden; er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten unseres klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser derbste Realist voll unbändiger Na-

*) Siehe: Albert Vigilius (Jeremias Gotthelf), sein Leben und seine Schriften, von Dr. Manuel.

turkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn — wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen. Feine norddeutsche Kritiker behaupten, Gotthelf's Schriften leuchteten zwar von einem wunderbar poetischen Funken sprühen und seien voll fesselnder Ursprünglichkeit; allein man könne alle diese Bücher nur anfangen, nicht auslesen. Ich habe an mir selber im Gegentheil wahrgenommen, daß, wenn man nur ein einziges Buch von Gotthelf ordentlich zu lesen angefangen hat, der Verfasser Einen gar nicht wieder losläßt. Er packt uns wie mit dämonischer Faust und reißt uns in seinen Ideengang hinein, wir mögen wollen oder nicht. Und doch sind es immer nur die einfältigsten Themen, meist das Haus, die Familie, was er behandelt. Er hat unter andern ein kleines Büchlein geschrieben, betitelt: „Dursli, der Brantweinsäufer.“ Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüßtes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt: da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde, — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrunde zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unsern Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! Und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge inne halten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zer Sprengen.

17. Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist, und nur des Poeten harret, der den Mosesstab besitzt,

um ihn herauszuschlagen! Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie sind die Perlen, welche wir Deutschen in unserer glänzendsten Literaturperiode vor die Säue werfen konnten.

e) Das Haus und der gesellige Kreis.

1. Die Sitte des geselligen Hauses soll in der Familiensitte wurzeln. Die echte *bonne société* ist das zum Freundeskreise erweiterte Haus. Je weiter sich der gesellige Kreis von der Familie entfernt, um so sicherer kann man auf den Verfall des Familienlebens schließen.

2. England und Frankreich liefern in ihren nationalen Gegensätzen den Beleg hierzu. Die Geselligkeit des französischen Salons hat mit den Familiensitten nur noch den äußerlichsten Zusammenhang, in England ragt das Familienleben und die Sitte des Hauses überall auch in die weiteren Kreise der Geselligkeit hinein.

3. Religiöse Feste, welche, wie Weihnachten und Ostern, bei den romanischen Völkern wesentlich Volksfeste geworden, werden bei den germanischen zu Familienfesten. In Italien gehören sie der Straße, dem Markte, wie bei uns dem Hause. Die höheren Klassen in Frankreich fangen jetzt zwar an, sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich damit noch lange nicht. Sie pflanzen den grünen Tannenbaum in den Salon, wir aber pflanzen ihn in das Kinderzimmer, in das innerste Familienheiligthum des Hauses. Dann erst könnte dieser Baum bei den Franzosen Wurzel fassen, wenn sie sich vorher auch den Boden des deutschen Familienlebens hinübergeholt hätten. Ganz eben so wie bei uns gruppiren sich die höchst eigenthümlichen und uralten Weihnachtsgebräuche der Engländer zu einer echten Familienfeier.

4. Die Begehung der Geburts- und Namenstage trägt im deutschen Hause den Charakter eines Familienfestes. Die Nordamerikaner lachen uns aus über unsre Geburtstagsfeier; denn sie kennen fast nur die Abschließung und den Egoismus des Hauses, nicht aber die Erweiterung der Familie zum geselligen Festeskreise.

5. Für das Haus giebt es bei dem Amerikaner nicht einmal ein Weihnachts- oder Osterfest. Man begeht diese Tage bloß in der

Kirche wie gewöhnliche Sonntage Den zweiten Feiertag haben die Yankee's ohnedies abgeschafft, wie wir Deutschen den früher üblichen dritten Feiertag abschafften, als wir amerikanischer, d. h. realistischer und ökonomischer wurden. Das einzige Fest der Nordamerikaner, welches von weitem wie ein Familienfest aussieht, ist das Neujahrsfest. Aus der Nähe betrachtet ist es aber erst recht eine Satire auf ein Familienfest. Diese Neujahrstagsfeier in Newyork schildert ein seiner Beobachter des socialen Lebens in den nordamerikanischen Städten, Dr. Kirsten, folgendermaßen: „Es ist an diesem Tage der Brauch, daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch überbringen. Dann wird in jedem Hause das Beste aufgetafelt, was das Land darbietet, und jeder Besucher langt auch unaufgefordert zu. Je mehr Besucher sich einfinden, zu desto größerer Ehre rechnen sich dies die Damen vom Hause an, und sie bemerken sich sorgfältig, wer dageswesen. Es würde als die größte Unart gelten, bliebe Jemand in einem bekannten Hause aus. Daher sind die Herren vom frühen Morgen bis spät Abends in Bewegung und es findet an dem Tage ein merkwürdiges Kennen derselben statt, da manche bloß der Neugierde wegen sich hier und da einstellen. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen untereinander und theilen sich mit, wie viele Glückwünsche sie Tags zuvor empfangen haben und von wem. Dann sind die Straßen eben so lebhaft von Damen, als Tags zuvor von Herren gefüllt. Wessen Geschäfte es aber irgend erlauben, der findet sich dann auch wieder auf den Straßen ein, um die Damen zu bewundern, die insgesamt im höchsten Putze die Besuche abstatten.“

6. Wenn irgend etwas die familienlose Geselligkeit der Nordamerikaner dramatisch veranschaulichen kann, dann ist es das Noceobild dieses scheinbaren Familienfestes. Sehr verschieden abgestumpft ist der Zusammenhang der Familie mit dem geselligen Kreise in den deutschen Gauen, wo die französischen politischen Einflüsse längere Zeit dominiert haben, französische Sitten in das deutsche Haus eingedrungen sind, und in den Gegenden, die von diesen Berührungen gerschoht blieben.

7. So waltet z. B. in den Rheingegenden entschieden die Sitte vor, daß die Männer und Frauen der bürgerlichen Kreise gesondert ihren

geselligen Freunden nachgehen. Schon dadurch ist die Geselligkeit außer Berührung mit der Familie gesetzt. Während der Mann der Schoppenstecherei im Wirthshause obliegt, sitzen die Frauen in ihrer Kaffee- oder Theegesellschaft. Solche Gesellschaften finden freilich im Hause statt, sie haben aber dennoch keine Spur von Familien-geselligkeit. Durch die Isolirung der Frauen bilden sie vielmehr den eigenen Herd des weiblichen Philistertums, während der Mann im Wirthshause die Fortsetzung eines rohen Junggesellenlebens improvisirt. Der schädliche Einfluß dieser nichts weniger als deutschen Sitte auf die Veräußerlichung des Familienlebens und die sociale Auflösung im Allgemeinen ist nicht schwer genug anzuschlagen.

8. Die süddeutsche Sitte, daß auch eine feine Dame ihren Mann in den Biergarten, wohl gar in's Kaffeehaus begleitet, würde im deutschen Westen für eine ausgemachte Barbarei gelten. Sie ist aber gar nicht so barbarisch, sondern hat vielmehr ihren guten Grund in einem tieferen Familienbewußtsein.

9. Von den norddeutschen Städten, wo man der deutschen Sitte des Hauses gleichfalls noch vielfach das Asylrecht gewahrt hat, macht jetzt ein geselliger Brauch die Runde durch die gebildeteren Zirkel von ganz Deutschland, den ich zu den vortrefflichen rechne. Er bildet den graden Gegensatz zu dem dualistischen Unfug der Kaffeeschwestern und der Schoppenstecher. Es sind dies die sogenannten „offenen Abende.“ Die Familie erklärt den Freunden des Hauses, daß sie an einem bestimmten Wochenabend ein für allemal für den Freundeskreis zu Hause sei. Wer grade kommen will, der mag kommen und einen hungrigen, aber unterhaltamen Thee mittrinken. Dadurch wird eine Geselligkeit geweckt, die entschieden in der Familie ihren Schwerpunkt hat.

10. Die „offenen Abende“ sind in den letzten Jahren nicht nur in Gegenden vorgebrungen, wo man sie vordem nicht kannte, sondern auch in Schichten des Bürgerstandes herabgestiegen, wo sonst keine Ahnung mehr von derartiger Geselligkeit vorhanden war. Das sind beachtenswerthe Zeichen des wiedererwachenden Familiengeistes.

11. Hat die Geselligkeit unseres Salons irgend eine gute Seite, dann liegt sie in dem, was der Salon gemein hat mit dem offenen

Abende, in dem einzigen Punkte nämlich, daß hier wie dort Männer und Frauen zusammen erscheinen.

12. Was dem Städter der offene Abend, das ist dem Bauern die Spinnstube. Ja man kann sagen, sie ist in ihrem Grundgedanken eine verbesserte Form jenes geselligen Instituts. Die rationalistisch-bureaokratische Zeit zog mit Feuer und Schwert gegen diese Spinnstuben zu Felde. Mit echt polizeilichem Scharfblick nahm man nur den gelegentlichen Mißbrauch dieser Zusammenkünfte zu allerlei Rohheit und Unzucht wahr und schlug den unendlich größeren Gewinn, welchen die Spinnstube in der Regel für den Familiengeist des Landvolkes bringt, für gar nichts an. Ein gründlicher Kenner des Volkslebens, Professor Bruckner in Meiningen, sagt von diesen Spinnstuben: „In ernstester und neckender Rede lernt sich hier die Dorjugend gegenseitig kennen, neben dem Spulleiß pflanzt sich Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fort und die feste Familienhaftigkeit des Landvolkes hält die rohsinnliche Natur in Schranken. Daß auch diese Form des Zusammenlebens vom fleischlichen Sinn mißbraucht werden kann, ist thatächlich, deshalb kann aber dieses uralte Institut selbst nicht verdammt werden, das weit sittlichere Bilde in sich trägt, als manche andere Gebräuche, denen es vorbeugt.“

13. Ein wunderbarer Zug im deutschen Leben ist, daß selbst diejenige Form der Geselligkeit, welche der Familie und dem Haus am gründlichsten entfremdet, die regulären Zechgelage in den Wirthshäusern einen gewissen Charakter der Häuslichkeit annehmen. Uns Deutschen ist der Familiengeist dermaßen eingeboren, daß wir selbst im Wirthshause, wo wir dem Hause entronnen zu sein wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebilletes Familienleben bestrickend vor unsern Sinnen gaukelt. Der Stammgast (auch eine specifisch germanische Gestalt) will an der Wirthstafel gleich wie an seinem eigenen Herde sitzen; er begehrt darum allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, dasselbe Glas, denselben Wein. Das ist auch „Sitte des Hauses.“

14. Keine Literatur hat so köstliche Bilder jener Originale aufzuweisen, die ihren häuslichen Herd in der Schenkstube gefunden haben, wie die deutsche und englische, keine andere so breit behagliche Wirthshausschilderungen. Wäre das Haus nicht unser nationales Heilig-

thum, das Wirthshaus würde nicht so reichen Stoff von Poesie und Humor bieten.

15. Auch die Geselligkeit im Innern einer deutschen Studentenverbindung trägt meist ein ganz häusliches, familienhaftes Gepräge. In der Kneipe erwacht und befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigener Häuslichkeit. Darum taufte er auch seine wirkliche Wohnung, wenn er sie mit gemüthlichem Ausdruck bezeichnen will, nach dem Wirthshaus und nennt sie seine Kneipe.

16. Wo anders säße denn nun die vielgepriesene Poesie des Kneipens Lebens der Studenten, als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft. *Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?* Das ist der Gedanke, der den deutschen Burschen zum Wirthshause zieht. Aus dem elterlichen Hause ist er zum ersten Male hinaus in die Fremde gekommen, Heimweh beschleicht ihn; da schafft er sich eine neue Familie in der Corps-Brüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht beschwichtigt, nun ist er doch wieder irgendwo daheim. Tritt er nach vollendeten Studien in's bürgerliche Leben über, dann fühlt er als isolirter Mann in der Regel so lange ein Heimweh nach der Familie seiner akademischen Genossen und nach dem akademischen Haus der Kneipe, bis er sich selber eine Familie und ein Haus gründet.

17. In diesem höchst merkwürdigen innigsten Zusammenhang der akademischen Geselligkeit mit der Idee der Familie steckt das Geheimniß, weshalb sich der deutsche Bursch in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale wiederfindet. Denn studiren und trinken können wohl auch andere Studenten, aber kneipen können sie nicht, sie wissen nicht das wunderliche Familienleben der deutschen Studentengenossenschaft mit seinen strengen, oft noch ganz mittelalterlichen Sitten des Hauses, ja mit gradezu aristokratischen Hausgesetzen nachzubilden und zu der ganzen Lebenspraxis des Burschen in Wechselbezug zu setzen, weil dem Charakter ihrer Nation die Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseins überhaupt fehlt.

f) Die Familie als Gesamtpersönlichkeit.

1. Jede Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig sammeln

und bewahren, was ihren besonderen Charakter dokumentirt. Mit diesem Familienconservatismus ist es aber im deutschen Bürgerhause jetzt meist gar traurig bestellt. Selbst in den begüterten, gebildetsten Bürgerkreisen wissen ja die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Großvater war.

2. Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die jungen Leute in dem raschen Wechsel unseres Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage, — von denen ihres Großvaters Vater alte Leute erzählen hörte, da er noch selbst jung war, — im treuesten Chronikensfile berichten, existiren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

3. Das bürgerliche Haus hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein Paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Als sich im 18. Jahrhundert die Sitte des Hauses lockerte, begannen viele Bürgerleute solche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechsel. Der Kalender war nicht feuerfest genug.

4. Als es altmodisch geworden war, auch nur noch die gedrängteste Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die Tagebücher und Selbstbekenntnisse auf. Sie charakterisiren ihre Zeit. Es war die Periode der subjectiven Genialität, des Humanitarismus. In diesen Bekenntnissen spricht nur noch der Einzelne von sich selbst. Das Haus wird möglichst ignorirt. Die Chronik ist dem Hause gegenüber eine öffentliche Urkunde; das Tagebuch ist ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im Stillen wünscht, es möchten Andere darüber kommen und schwarz auf weiß sehen, welch eine schöne Seele er gewesen.

Anfangs hatte diese Mode einen Anflug von idealer Tendenz, allmählig aber schälte sich die einfältigste Selbstvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo wohl gar die Stimmungen, Eindrücke und Anregungen jedes Tages notirt sind, macht sich dann der Verfasser

gewöhnlich selbst etwas weiß und stellt sich vor den Spiegel, um mit seiner eigenen werthen Person zu kokettiren. Wer nicht ein raffinirter Selbstquäler ist, der kann solch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beschönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders ist es bei der Familienchronik, wo der Einzelne sich objectiv fühlt als Theil eines Ganzen, wo er nicht die biegsamen Empfindungen und Reflexionen niederzuschreiben hat, sondern die starren Thatfachen.

Darum charakterisiren die Familienchroniken ein starkes und gesundes, die geheimen Tagebücher ein schwächliches und kränkliches Geschlecht.

5. Wo keine Pietät für die Urkunden des Hauses ist, da ist auch keine für öffentliche Urkunden. Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft.

Die Nichtachtung der Privaturkunden ist in der Regel das erste Zeichen von dem beginnenden Verfall eines Geschlechtes. Zuerst wird der alte Plunder von Familienpapieren an den Käsehändler und Wurstmacher auf's Pfund versteigert, und rasch hinterdrein wandert der übrige Plunder von Aekern, Wiesen und Wäldungen zum Gelbjuden.

6. Der Aberglaube des Hauses ist der Urahn der Sitte des Hauses.

7. In der modernen Stadt ist das Haus aller religiösen Beziehungen baar geworden. Man findet sich ja grade darum in der Kirche mit dem lieben Gott ab, damit er einen im Hause ungestört lasse.

8. Mit dem bestimmten Gedanken müssen wir eine strengere Sitte des Hauses wieder aufnehmen, daß uns dieselbe social festmachen solle, wo wir jetzt noch umhergeblasen werden, wie die Windfahnen.

9. Allen Rücksichten hat man Rechnung getragen, nur nicht der socialen Bedeutung der Familie als Gesamtpersönlichkeit, nur nicht der Stellung der Sitte des Hauses.

10. Als unsere Urväter, die germanischen Barbaren, zum ersten Male auf der Bühne der civilisirten Welt erschienen, da gaben sie in der strengen Zucht und Sitte der Familie die erste Urkunde ihrer

sittlichen Kraft und Ueberlegenheit, davor die ausgelebten Römer erschrakten wie arme Sünder. Nicht bloß Tacitus war im ersten Jahrhundert mit Staunen erfüllt von der Reinheit und Großheit des deutschen Familiengeistes: noch Jahrhunderte lang nachher sprachen die römischen Schriftsteller ihre Bewunderung über die deutsche Sitte des Hauses aus. Und zwar giebt hier der Feind dem Feinde dieses Ehrengeweiß. Selbst der glühende Ketzerhaß konnte nicht verhindern, daß die rechtgläubigen Katholiken Roms den Gothen, den verhassten arianischen Ketzern, den Preis der häuslichen Tugend zugestanden.

11. In der Zeit politischer Ohnmacht und nationaler Erschlaffung fanden wir die strenge alte Sitte des Hauses lächerlich und schlittelten sie ab. So wird es ein Zeichen der politischen Erhebung unsrer Nation sein, wenn wir die Glorie dieser Sitte wieder mit Stolz und durch die That anerkennen.